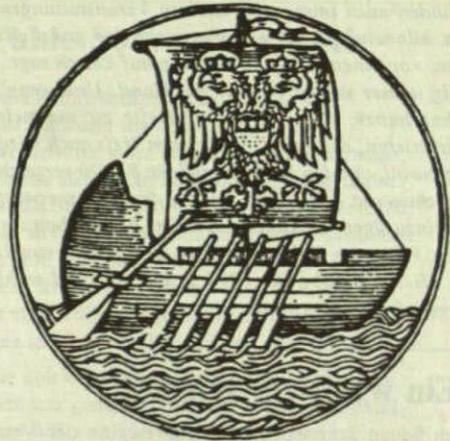


ALT-KÖLN



G 20347 F

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 91 · Dezember 1993



Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Wenn alles gut geht, wird dieses Heft von »Alt-Köln« Sie noch vor Weihnachten erreichen und Sie dann ins neue Jahr und durch dessen erste drei Monate begleiten. Und wieder enthält es eine Reihe von Informationen, vor allem über unsere Veranstaltungen, zu denen wir Sie gerne begrüßen möchten, und ebenso eine Reihe von Beiträgen zum alten und zum neuen Köln, mit denen wir vor allem die Verbindung zu denen halten wollen, die, aus welchen

Unser Veranstaltungskalender

- So 9. 1. »Kumede«-Wiederaufnahme: »Dat ahle Sofa«
- Di 11. 1. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (36)
- So 6. 2. Letzte »Kumede«-Aufführung: »Dat ahle Sofa«
- Di 8. 2. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (37)
- Mo 21. 2. Ordentliche Mitgliederversammlung 1994
- Di 8. 3. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (38)
- Mo 21. 3. »Vom Armenhaus zum Klingelpütz«
(Professor Norbert Finzsch)
- Di 12. 4. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (39)
- Mo 18. 4. »Erlebnisse mit Schätzchen« (Reinold Louis)
- So 24. 4. Studienfahrt ins Wiedbachtal
- Di 3. 5. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (40)
- Mo 16. 5. »Aus dem Alltag des Dombaumeisters«
(Professor Arnold Wolff)

Vorstandsmitglied Hildegard Steinborn wurde 75 Jahre alt

Gründen auch immer, an unseren Veranstaltungen nicht teilnehmen können. Sie müssen gar nicht das ganze Heft auf einmal lesen, »op einem Backe«, wie man auf kölsch sagt. Nehmen Sie es ruhig immer wieder einmal zur Hand. Und wenn Sie sich angewöhnt haben, die »Alt-Köln«-Hefte zu sammeln, wird es Sie interessieren, daß mit dem nächsten Heft auch wieder ein Register folgen soll, das den Inhalt der Hefte 81–90 verzeichnet. Und wenn wir schon von dem reden, was Sie demnächst erwarten dürfen, will ich hinzufügen, daß auch ein neues Buch schon im Druck ist: das Buch »Von der Reichsstadt zur Großstadt« von Joseph Klersch, das als Jahregabe für 1993 gelten soll und wohl Anfang 1994 ausgeliefert werden kann.

Ein wichtiger Hinweis!

Im neuen Jahr wollen wir den Beginn der Veranstaltungen im Belgischen Haus von 19.30 Uhr auf 19.00 Uhr vorverlegen. Dies gilt zunächst für die Ordentliche Mitgliederversammlung am 21. Februar und für den Vortrag von Professor Finzsch am 21. März. Die Aufführungen des »Kumede«-Theaters und die Abende von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« sind davon nicht betroffen.

Im vorliegenden Heft finden Sie unter anderem Besprechungen einiger Bücher, die einzelnen Kölner Vororten oder Stadtteilen gewidmet sind. Solche Bücher erscheinen immer häufiger. Das ist ein schönes Zeichen für das Interesse an Geschichte und für die Lebendigkeit des Wir-Gefühls in allen Teilen Kölns, auch außerhalb des historischen Stadtkerns innerhalb der alten Stadtmauern und der neuen Ringstraßen. Diesen Stadtkern haben die Gründerväter des Heimatvereins gemeint, wenn sie »Alt-Köln« gesagt haben, und sie haben sich dafür eingesetzt, daß auch in »Neu-Köln« der Geist und die Sprache von »Alt-Köln« bestehen bleiben sollten. Wir heute brauchen das nicht zurückzunehmen, aber wir haben es längst durch das auf die alten »Vororte« und auf die »Schäl Sick« bezogene Motto »Och dat ess Kölle« ergänzt. Unter diesem Motto stehen, ohne daß es eigens erwähnt wird, auch die Besprechungen der genannten Bücher, denen weitere folgen sollen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, eine Bitte zu äußern. Bücher über Vororte werden oft nur im engeren Umkreis verkauft, gelangen nicht in den Buchhandel und bleiben mir dann unbekannt. Ich würde mich daher sehr freuen, wenn unsere Mitglieder mich auf entsprechende Neuerscheinungen aufmerksam machen und vielleicht sogar ein Exemplar für unser Vereinsarchiv zur Verfügung stellen würden. Dort wird es noch unseren Nachfolgern nützliche Dienste leisten.

Beim letzten Mal habe ich an dieser Stelle erzählt, daß ich nun schon zu über fünfzig »Alt-Köln«-Heften das Geleitwort geschrieben habe. Das hat einen meiner ältesten Freunde, Oscar Herbert Pfeiffer, mit seinen einundneunzig Jahren zu folgenden Versen angeregt:

Schier dreizehn Jahre sind verflossen,
Noch immer schreibt er unverdrossen
Die Einleitung zu seinem Blatt.
Schwer, daß man stets ein Thema hat.
Ein Trauerfall hilft oft in Not,
Denn dann und wann geht einer tot.
Zuweilen ist's ein Jubilar,
Doch das ist auch nicht jedes Jahr.
Bei manchem Thema ist es kläglich,
Daß unser Alltag so alltäglich.
Wer stets was Neues aus will graben,
Der muß viel graue Zellen haben.
Die Einleitung ein jeder liest,
Wie er das ganze Heft genießt.
Doch keiner denkt der Müh und Qual,
Die ihm macht diese Zeilenzahl.
Nur selten drum ein Dankwort sah
Für so viel Mühe H-A-H.
Ich aber dank' für so viel Eifer:
Vorn »Oscar Herbert«, hinten »Pfeiffer«.

Wer, wie ich, gerne in einer Atmosphäre des Wohlwollens lebt (deswegen hätte ich wohl nicht Politiker werden können!), läßt sich so etwas gerne sagen. Zwar heißt es im Sprichwort: »Gute Worte füllen einem den Magen nicht«, aber es heißt doch auch: »Gute Wort heilen böse Stich.«

Möge auch Ihnen eine Atmosphäre des Wohlwollens und ab und zu ein gutes Wort beschieden sein – zu Weihnachten, zu Neujahr und das ganze neue Jahr hindurch.

In diesem Sinne mit allen guten Wünschen

Ihr Heribert A. Hilgers

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Sonntag, 9. Januar 1994, 17.00 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse:
»Kumede«-Wiederaufnahme »Dat ahle Sofa«, e löstig Stöck met Leeder vun Marie-Luise Nikuta, zesammejeknuv vum Hermann Hertling un vum Willi Reisdorf

Dat Sofa ess immer noch alt, dat Stöck ess immer noch löstlich. Die neue Spielstätte ist vom Publikum akzeptiert worden und

hat sich alles in allem bewährt. Wie sie zu finden ist, haben wir in Heft 89 und 90 von »Alt-Köln« ausführlich und mit Wegekarte beschrieben; dieselbe Skizze befindet sich auf der Rückseite der Eintrittskarte. Auch vom Inhalt des Stückes war, ohne etwas zu verraten, in den genannten Heften die Rede. Schlagen Sie also nach und beeilen Sie sich dann mit dem Kartenkauf, denn der Vorverkauf für die zweite Spielserie hat, wie angekündigt, bereits am 15. November begonnen. Wegen des großen Erfolges bietet das »Kumede«-Theater eine bisher nicht angekündigte zusätzliche Aufführung am 6. Februar an. Damit stehen insgesamt noch acht Termine zur Verfügung:

Sonntag, 9. Januar 1994, 17.00 Uhr
 Samstag, 15. Januar 1994, 19.30 Uhr
 Sonntag, 16. Januar 1994, 17.00 Uhr
 Samstag, 22. Januar 1994, 19.30 Uhr
 Sonntag, 23. Januar 1994, 17.00 Uhr
 Samstag, 29. Januar 1994, 19.30 Uhr
 Sonntag, 30. Januar 1994, 17.00 Uhr
 Sonntag, 6. Februar 1994, 17.00 Uhr

Karten zum Preis von 12,50 und 15,00 DM sind, soweit noch vorhanden, an den Vorverkaufsstellen Neumarkt, Rudolfplatz und Kaufhof erhältlich. Die Abendkasse wird eine Stunde vor Beginn der Vorstellung geöffnet.

Die Berufsbildende Schule 12 ist am besten zu erreichen von der Haltestelle Poststraße der KVB-Linien 3, 4, 12, 16 und 18. Die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel wird, schon wegen der geringen Zahl der in der näheren Umgebung vorhandenen Parkplätze, nachdrücklich empfohlen.

**Dienstag, 11. Januar 1994, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:
 Sechsendreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«**

Treu und zuverlässig setzt unser Vereinsmitglied Albert Vogt diese von ihm in eigener Verantwortung gestaltete und durchgeführte Reihe fort. Er hat ein ebenso treues Stammpublikum, und immer wieder stößt einer, der sich zunächst nur als Zaungast verstand, neu hinzu. Das ist deswegen leicht möglich, weil jeder Abend einem in sich geschlossenen Thema aus der Kölner Stadtgeschichte gewidmet ist. Jeweils kommen zuerst historische Quellen zu Wort, dann können Fragen aus dem Teilnehmerkreis erörtert werden, und zum Schluß wird das betreffende Kapitel auf kölsch erzählt, wobei Albert Vogt auf das reiche Material seiner »Feschers«-Bücher zurückgreifen kann.

Die Gaststätte »Bei d'r Tant« ist von den KVB-Haltestellen am Neumarkt aus gut und sicher zu erreichen.

Dat ahle Sofa us der Köch

Uns Oma kunnt vezälle, et wor nie ze vill.
 Om Sofa soße mer un wore müsstell.
 Wenn se sich trof mem Opa dann om Aldermaat,
 Dann hät se sich för in besonders staats gemaht.
 Doch wenn die Trone kome dann en ehr Geseech,
 Hammer se fass gedrück, han usgemaht dat Leech:
 R: Dat ahle Sofa us der Köch, dat künt verzälle,
 Wie et fröher wor bei uns em ahle Kölle.
 Dat ahle Kölle un dat Sofa sin nit mieh,
 Wenn ich dran denke, deit mir dat Hätz su wieh.

Su einer noh dem andere ging dann us dem Hus
 Un halde jetz ganz stolz ehr eige Pänz om Schuß.
 Süht mer sich av un zo e Bild vun fröher an,
 Do merk mer jlöcklich, dat mer nix vergesse kann.
 Mer zeig dä Pute dann dä Platz, wo mer gespillt,
 Hüek es'e nit mieh do, nor op däm ahle Bild:
 R: Dat ahle Sofa...

Dä kleinste vun uns Pänz dat wor der kleine Chres.
 Maht hä en Schiev kapott, dann krähte mir die Ress.
 Hüek es'e nit mieh klein, hä kennt de halve Welt.
 Hä hät si Glöck gemaht, verdeent ne Haufe Geld.
 Un kütt hä dann noh Johre endlich ens noh Hus,
 E beßeche anders süht si Kölle immer us:
 R: Dat ahle Sofa...

Marie-Luise Nikuta

Das Kölsch im Hause ist gut, die Küche bietet auch »en kölsche Foderkaat«. Die Teilnahme ist ansonsten kostenlos, aber Albert Vogt, der auf ein Honorar verzichtet, hat angeregt, daß der historische Sparturm des Heimatvereins aufgestellt wird.

**Sonntag, 6. Februar 1994, 17.00 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse:
 Letzte »Kumede«-Aufführung von »Dat ahle Sofa«, e löstig Stöck met Leeder vun Marie-Luise Nikuta, zesammejeknuv vum Hermann Hertling un vum Willi Reisdorf**

Auf diese letzte, gegenüber der Ankündigung in Heft 90 von »Alt-Köln« zusätzliche Aufführung sei besonders hingewiesen. Mit ihr heißt es Abschied nehmen »vum ahle Sofa«. Für die Mitglieder des »Kumede«-Theaters allerdings beginnen mit dem letzten Abend der einen Spielserie schon die Vorbereitungen auf die nächste.

Allt widder e Schnäppche!

Unter dieser Überschrift bieten wir unseren Mitgliedern immer wieder einmal eine Gelegenheit, die Lücken im häuslichen Bestand an kölschen Büchern zu füllen. Diesmal im »Angebot« ist ein antiquarisch erworbenes, aber gut erhaltenes Exemplar des Buches »Ovends am Finster« von Zissi Trier, erschienen 1971 bei Greven. Es handelt sich um das erste Buch von Zissi Trier, die am 27. Dezember 1993 im Caritas-Wohnheim in Paffrath achtundachtzig Jahre alt wird; aus diesem Buch hat sie beim diesjährigen Mundartautoren-Abend das Kapitel »Mieh Rusebladder en et Gestrüß« vorgetragen; als zweites Buch folgte später »Loß doch Blome drüvver waaße«. – Schreiben Sie mir bis zum 15. Februar 1994, was Sie für dieses Buch ausgeben wollen; den »Zuschlag« erhält der Meistbietende, die übrigen erhalten nur ein freundliches Dankschreiben; der Erlös kommt dem Vereinsarchiv, also einem wirklich guten Zweck, zugute. Verwenden Sie für Ihr Schreiben bitte folgende Adresse: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln.

Dienstag, 8. Februar 1994, und Dienstag, 8. März 1994, jeweils 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:

Siebenunddreißigste und achtunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«

Für diese Abende gilt dasselbe wie für den 11. Januar: Auch diesmal sind »alte Freunde« gern gesehen und »Neulinge« willkommen; auch diesmal wird Kölsch gesprochen und Kölsch aus-
geschenkt; auch diesmal ist der Eintritt frei, aber eine Spende in den historischen Sparturm möglich.

**Montag, 21. März 1994, 19.00 Uhr im Belgischen Haus:
»Vom Armenhaus zum Klingelpütz. Aus der Geschichte des Strafvollzugs in Köln 1700–1835«, Vortrag von Professor Dr. Norbert Finsch (Hamburg)**

Es ist nicht viel, was man als Kölner gemeinhin darüber weiß, wie früher in dieser Stadt gerichtlich auferlegte Strafen verbüßt wurden. Aus alter Zeit kennt man die Sage von der Weckschnapp und weiß, daß die Türme der mittelalterlichen Stadttore als Gefängnisse verwendet wurden. Im 19. Jahrhundert sind dann mehrere Bezeichnungen in den kölschen Sprachschatz ein-

Montag, 21. Februar 1994, 19.00 Uhr im Belgischen Haus:

Ordentliche Mitgliederversammlung des Heimatvereins Alt-Köln für 1994

Hiermit lade ich satzungsgemäß und offiziell, aber auch herzlich zur Ordentlichen Mitgliederversammlung des Heimatvereins Alt-Köln für das Jahr 1994 ein. Folgende Tagesordnung ist vorgesehen:

1. Eröffnung durch den Vorsitzenden und Feststellung der Beschlußfähigkeit
2. Tätigkeitsbericht des Vorstandes über das Jahr 1993, erstattet durch den Vorsitzenden
3. Kassenbericht, erstattet durch den Schatzmeister
4. Prüfungsbericht, erstattet durch die gewählten Kassenprüfer
5. Aussprache über die Berichte
6. Entlastung des Vorstands
7. Neuwahl des Vorstands
8. Wahl der Kassenprüfer für 1994
9. Planungen für 1994
10. Verschiedenes

Jahr für Jahr berichtet der Vorstand, wie es sich gehört, über seine Tätigkeit und über den Stand der Finanzen, gibt sich und den Mitgliedern Rechenschaft über Erfolge und Mißerfolge, nimmt Anregungen entgegen und läßt sich sagen, ob er alles in allem seine Pflicht getan hat. Und alle zwei Jahre stellt er sich, unserer Satzung entsprechend, neu zur Wahl. 1994 ist ein solches »zweites Jahr«. Die Zeiten sind nicht leicht, die Umstände sind für ehrenamtliche Arbeit eher schwieriger geworden, den »Idealisten« weht der Wind ins Gesicht, wenn man nahebei sich ähnliche Tätigkeit bezahlen lassen kann. Gerade deswegen bedürfen diejenigen, die bereit sind, im Vorstand mitzuarbeiten, eines starken Vertrauensvotums der Mitglieder. In diesem Sinne hoffe ich auf zahlreiches Erscheinen.

Geplant ist nach guter Tradition ein Rahmenprogramm mit unterhaltsamen Darbietungen. Wir hoffen, auch diesmal wieder etwas Erfreuliches bieten zu können.

gegangen, als bekannteste »de Bleche Botz« und »der Klingelpütz«, aber auch zum Beispiel »et Tippo«. Da wird es höchste Zeit, etwas Genaueres zu erfahren. Deswegen haben wir Professor Dr. Norbert Finsch, einen gebürtigen Kölner, der seit eini-

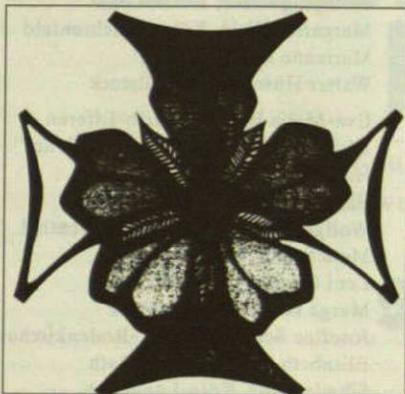
ger Zeit an der Universität Hamburg tätig ist, als Spezialisten für dieses Thema eingeladen. Er wird im 18. Jahrhundert beginnen, also in der Zeit, als Köln noch freie Reichsstadt war, dann ausführlich auf die Franzosenzeit eingehen (das liegt ja besonders nahe in dem Jahr, in dem seit dem Einmarsch der Franzosen in Köln von 1794 zwei Jahrhunderte vergangen sind) und den Schlußstrich in der frühen Preußenzeit ziehen. Das alles wird sicher wissenschaftlich korrekt recherchiert, aber doch auch allgemeinverständlich dargeboten sein. Mit anderen Worten: Dieser Vortrag ist ein »Muß« für jedes an der Kölner Stadtgeschichte interessierte Vereinsmitglied.

Der Eintritt ist frei, vor allem für unsere Mitglieder; von Gästen wird zum Ausgleich der uns entstehenden Kosten eine Spende erbeten.

Sonntag, 24. April 1994, 9.30 Uhr, Treffpunkt Neumarkt/Cäcilienstraße (an der Volkshochschule):

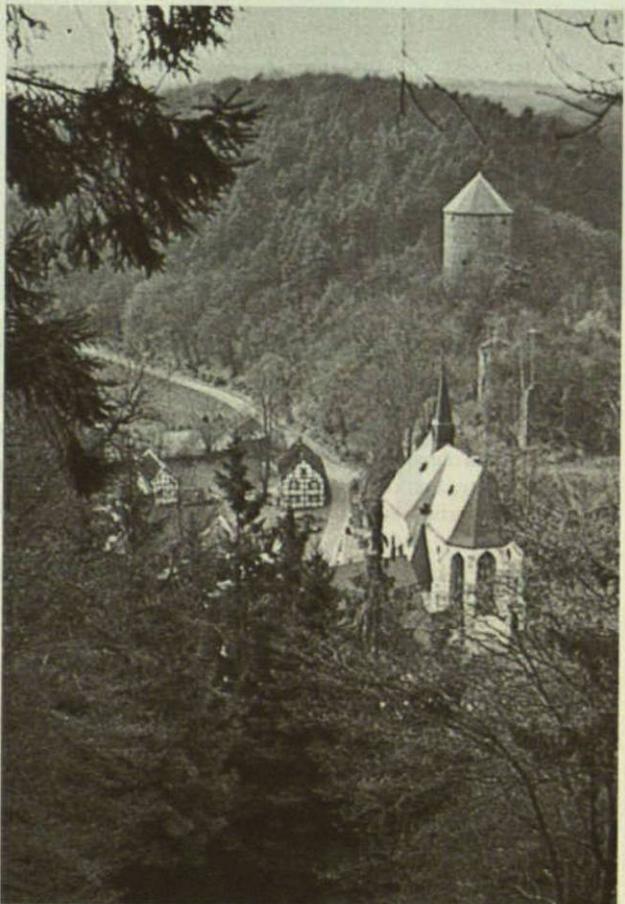
Studienfahrt ins Wiedbachtal nach Ehrenstein und Rommersdorf

Die Kundschafter, die wir ausgesandt haben, um zu überprüfen, ob die ins Auge gefaßten Ziele unseren Besuch lohnen, waren hellauf begeistert. Also fahren wir zuerst nach Ehrenstein, wo im Schatten einer heute in Trümmern liegenden Burg das Kreuzbrüderkloster Liebfrauenthal liegt, das durch mancherlei Beziehungen mit Köln verknüpft ist. Bruder Bernhard Leisenheimer OSC, der uns begrüßen und uns einiges aus der Geschichte von Kirche und Kloster erzählen wird, wird sicher auch das ehemalige Kreuzbrüderkloster in Köln erwähnen, an das heute nur noch die Kreuzgasse und die Brüderstraße erinnern. Zu den hervorragenden Leistungen rheinischer Kunst des 15. Jahrhunderts gehören die Glasmalereien der Kirche. Für die Erläuterungen zu



Das Wappen des Kreuzbrüderklosters Liebfrauenthal

ihnen haben wir mit Frau Dr. Brigitte Lymant eine exzellente Kennerin gewinnen können. – Nach einer Fahrt durch die landschaftlichen Schönheiten des Wiedbachtals kehren wir in der »Laubachsmühle« zum Mittagessen ein; wir haben für die Fahrtteilnehmer diesmal einen »Seniorenteller« bestellt: zwei zarte Schweinemedallions mit Champignons, Kroketten und gemischtem Salat. – Unser zweites Ziel ist dann die ehemalige Prämonstratenserabtei Rommersdorf, gelegen dort, wo die Höhenzüge des Westerwaldes zum Rhein hin ins Neuwieder Becken auslaufen. Nachdem am 25. Juli 1803 der letzte Abt und seine neun Mitbrüder nach dem »Reichsdeputationshauptschluß« die Abtei verlassen mußten, verfielen die Gebäude immer mehr. Seit 1972



Das Kreuzbrüderkloster Liebfrauenthal zu Ehrenstein

bemühen sich im »Fördererkreis Rommersdorf« Bürger um Wiederaufbau und Wiedererrichtung der bedeutendsten Gebäude und der schönen Gartenanlagen. Es ist erstaunlich und überaus ansehnlich, was sie seither geleistet haben. – Letzte Station unserer Fahrt ist Leutesdorf am Rhein mit der Möglichkeit zur Einkehr im »Leyscher Hof«.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt; Teilnahmekarten zum Preis von 43,00 DM sind bei unseren Vereinsveranstaltungen am 21. März (Vortrag von Professor Finzsch) und, soweit noch vorhanden, am 18. April (Vortrag von Reinold Louis) erhältlich. Im Preis einbegriffen sind die Kosten für die Busfahrt, für Besichtigungen und Erläuterungen sowie für das Mittagessen. Nicht einbegriffen sind dagegen die Kosten für Getränke und andere Zusatzbestellungen sowie für den Verzehr im »Leyscher Hof«.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 9.30 Uhr in der Cäcilienstraße (Fahrbahn Richtung Heumarkt), Bushaltestelle an der Volkshochschule gegenüber dem Belgischen Haus. Die Rückkehr nach Köln (Endhaltestelle Neumarkt/Ostseite) ist für etwa 19.00 Uhr vorgesehen.

Wir grüßen unsere neuen Mitglieder

Auch der Heimatverein freut sich, wenn er »e schön Chresskingche« (ein schönes Weihnachtsgeschenk) oder »e nett Neujöhreche« (eine nette Neujahrsgabe) erhält. In diesem Sinne verstehen wir die Beitrittserklärungen der folgenden sieben Damen und acht Herren, die sich entschlossen haben, bei uns mitzumachen und durch ihren Beitrag unsere Arbeit zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart, besonders aber für die kölnische Mundartliteratur, zu fördern: Karl und Luise Bremes, Köln-Riehl; Alice und Hans Britz, Köln; Gertrud Gödderz, Köln-Deutz; Klaus und Luci Junggeburth, Köln; Hellmut Kandzior, Heimersheim; Bernd Kusche, Köln-Braunsfeld; Gertrud Meinert, Köln-Esch; Uwe Platz, Köln; Hilde und Paul Reinold, Köln-Immendorf; und Heinz und Lieselotte Rudersdorff, Köln-Longerich.

»Et kölsche Hätz hält uns jung«

Manches, was man erlebt, ist einem schon beim ersten Mal unerträglich. Anderes kann sich nicht oft genug wiederholen. Das gilt auch für den Geburtstag: Man feiert ihn, von Ausnahmen abgesehen, mit wachsender Begeisterung. In diesem Sinne gratulieren auch wir hier allen 59 Mitgliedern, die im ersten Vierteljahr

1994 einen hohen runden Geburtstag feiern können. Von dem einen oder anderen, der prominent ist, wird ausführlich in der Öffentlichkeit die Rede sein, andere Geburtstage werden eher still begangen. Der Heimatverein Alt-Köln meldet sich bei allen Mitgliedern mit gleicher Herzlichkeit zu Wort und wünscht, was die Überschrift dieser Kolumne sagt: »Möge das kölsche Herz Sie noch lange jung erhalten!« Und auf das Alter des Herzens kommt es an, nicht auf das der Geburtsurkunde.

Es wird am

1. Januar	Hans Scholz, Köln-Weiß	65
1. Januar	Irene Stutz, Köln-Buchforst	65
2. Januar	Paul Reinold, Köln-Immendorf	60
2. Januar	Christine Römlinghoven, Köln-Nippes	80
3. Januar	Jutta Feinen, Köln-Hahnwald	50
7. Januar	Max Steins, Köln-Klettenberg	80
8. Januar	Emmy Kohl, Köln-Zollstock	65
8. Januar	Willy Millowitsch, Köln-Lövenich	85
12. Januar	Willi Pollig, Bad Neuenahr	65
12. Januar	Hans Schäfer, Köln-Bilderstöckchen	70
17. Januar	Bruno Kerstholt, K.-Bilderstöckchen	60
17. Januar	Friedrich Kuhn, Köln	80
17. Januar	Hellmut Pesch, Köln-Hahnwald	70
18. Januar	Prof. Dr. Willi Leger, K.-Lindenthal	80
20. Januar	Johannes Röttgen, Köln-Rodenkirchen	65
20. Januar	Paul Thimm, Köln-Riehl	75
22. Januar	Peter Nettesheim, Köln-Niehl	65
22. Januar	Ruth Ohrem, Köln-Deutz	70
25. Januar	Dechant Heinrich Haas, Köln-Nippes	60
25. Januar	Maria Kubaczyk, Köln-Sülz	80
26. Januar	Josef Willems, Köln-Niehl	70
27. Januar	Wolfgang Dicke, Köln-Niehl	50
27. Januar	Margarete Wald, Köln-Neuehrenfeld	70
30. Januar	Marianne Kregczy, Köln	75
31. Januar	Walter Hüser, Köln-Zollstock	75
1. Februar	Eva-Maria Bender, Hürth-Efferen	65
3. Februar	Dipl.-Kfm. K.-H. Schmitz, K.-Brück	50
4. Februar	Hans Küpper, Köln-Vogelsang	70
4. Februar	Else Pazen, Aachen	80
8. Februar	Wolfgang Cerfontaine, K.-Bayenthal	60
8. Februar	Meta Schnorrenberg, Köln	50
12. Februar	Leni Güsgen, Köln	80
13. Februar	Marga Humbert, Köln-Sülz	70
14. Februar	Josefine Schöneward, K.-Rodenkirchen	75
15. Februar	Elisabeth Schulze, Köln-Rath	80
16. Februar	Sibylle Kulle, Köln-Longerich	75
17. Februar	Klara Schmitz, Köln	65



OHNE ENGAGEMENT LÄUFT NICHTS

Kaum ein kultureller Bereich,
den wir nicht in irgendeiner Weise
unterstützen.



STADTSPARKASSE KÖLN

Mehr als eine Bankverbindung

20. Februar	Benedicta von Bitter, K.-Marienburg	75
20. Februar	Albert Monreal, Köln-Chorweiler	50
21. Februar	Werner Huschens, Hürth-Efferen	60
22. Februar	Anni Michels, Köln-Klettenberg	80
23. Februar	Hans Bebbler, Köln-Brück	75
26. Februar	Anneliese Detert, Köln-Dellbrück	70
26. Februar	Hans Katzenburg, Köln-Rheinkassel	60

Dann ess Lenz!

Wann de Knospe üvver Naach
Stell sin opgebroche
Un et Sönnche widder laach,
Brand mer spaat beim Stoeche,
Wa'mer Dag un Naach ess möd,
Op de Stroße widder hö't
Dat Geschrei vun Pänz:
Dann ess Lenz!

Wann de Däg ald jet gelängk
Un der Saff deit steige,
Wa'mer üvver Möcke schängk,
Priemelcher sich zeige,
Bei nem Böölche juhz un kriecht
Un de Maifesch schwemme lieht,
Bes d'r Nabel glänz:
Dann ess Lenz!

Wann sich Rähn un Sonnesching
Stündlich ömplazeere,
Pärcher, met un ohne Ring,
Bankwies amüseere,
Wann de Katze op dem Daach
Maue dun de ganze Naach
Un do bess selvs wenz:
Dann ess Lenz!

Suitbert Heimbach

Steuerbegünstigte Spenden

In Heft 90 von »Alt-Köln« haben wir bereits kurz auf eine unmittelbar vor Redaktionsschluß von der Stadt Köln mitgeteilte Änderung der Verfahrensweise bei Spenden hingewiesen. Hier wird der Sachverhalt noch einmal im Zusammenhang dargestellt.

Der Heimatverein Alt-Köln ist zwar als gemeinnützig anerkannt, aber wegen seiner Veranstaltungen und Veröffentlichungen nicht berechtigt, selbst Spendenquittungen auszustellen. Wer solche Quittungen nicht benötigt, kann seine Spende auf eines der im Impressum jedes »Alt-Köln«-Heftes genannten Vereinskonto überweisen: 266 2013 Stadtparkasse Köln, BLZ 370 501 98; 32 625 Kreissparkasse Köln, BLZ 370 502 99; 1483 6004 Kölner Bank, BLZ 371 600 87.

Wer dagegen dem Finanzamt eine Quittung vorlegen will, muß folgenden Weg gehen: Die Überweisung ist zu adressieren an die Stadtkasse Köln, entweder Konto 930 2951, Stadtparkasse Köln, BLZ 370 501 98, oder Konto 3546 500, Postbank Köln, BLZ 370 100 50; als Verwendungszweck muß angegeben werden: »9715.000.9100.6 Bezirksamt Innenstadt, Spende für den Heimatverein Alt-Köln«.

Bei Beträgen bis 100,00 DM akzeptiert das Finanzamt den Beleg für den Einzahler bzw. die Durchschrift für den Auftraggeber als Quittung; bei höheren Beträgen sendet das Bezirksamt Innenstadt eine besondere Spendenquittung zu. Der Jahresbeitrag kann nicht als Spende anerkannt werden.

Unsere Leistungen sind knapp kalkuliert. Daher sind wir für jede Spende dankbar. Unsere Mitglieder können sicher sein, daß sie im Sinne unserer Satzung zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart verwendet wird.

2. März	Wilhelm Konrads, Köln-Lindenthal	75	14. März	Claire Fuchs, Köln	70
2. März	Ferdinand Leisten, Köln	80	17. März	Lore Lüttgen, Köln-Zollstock	85
5. März	Hildegard Schöll, Forsbach	50	20. März	Werner Goecke, Köln-Mülheim	65
10. März	Werner Kürten, Köln	60	24. März	Marianne Larsen, Köln-Vogelsang	70
11. März	Rolf Carnott, Köln	60	25. März	Hermann Josef Breitkopf, K.-Seeberg	60
11. März	Horst Massau, Köln-Heimersdorf	65	31. März	Helmut Rupsch, Köln-Ossendorf	50
11. März	Maria M. Nolden-Freyer, Stolb.-Gressenich	50	31. März	Hanny Schlang, Köln-Marienburg	65
13. März	Josef Freischheim, Köln-Bilderstöckchen	70			Jahre

Ars vivendi Coloniensis

Gedanken darüber, wie der Kölner zu leben versteht

Die nachfolgenden Überlegungen habe ich zuerst am 10. September 1992 in einer Abendveranstaltung der 28. Kölner Mediävistentagung im Brauhaus Pöfgen vorgetragen und dann, leicht verändert, am 18. Juni 1993 in der Festveranstaltung zum 80. Stiftungsfest der Studentenverbindung KDStV Rheinland zu Köln im CV im Maternushaus wiederholt. Die lateinische Formulierung des Themas erklärt sich daher, daß das Rahmenthema der Mediävistentagung »scientia und ars im Hoch- und Spätmittelalter« lautete. Bei beiden Vorträgen ging es darum, das, was man mit einem moderneren Begriff »kölnische Mentalität« nennen würde, auch auswärtigen und, im Falle der Mediävistentagung, sogar ausländischen Gästen nahezubringen. Aber dieses Ergebnis kölnischer Selbstbesinnung dürfte auch für kölsche Leser von Interesse sein. Sie werden vielleicht merken, daß ich, da mein Bild vom Kölner sich ja nicht von Tag zu Tag ändert, hier auf manches zurückgreifen konnte, was ich schon früher in anderen Zusammenhängen geäußert habe. Sie werden ebenfalls vielleicht merken, daß es mir Spaß gemacht hat, in diesem Vortrag mit den Formen wissenschaftlicher Darlegung und Beweisführung zu spielen.

Ars vivendi Coloniensis, das heißt: kölnische Lebenskunst, die Lebenskunst der Kölner, die Kunst, in Köln zu leben, in dieser alten und modernen, dieser heiligen und unheiligen Stadt, in dieser, wie jeder Kölner weiß, Stadt wie keiner anderen. Wenn ich dieses Thema in einer dem hohen Auditorium gemäßen, also wissenschaftlichen Weise behandeln will, muß ich vorab Rechenschaft geben über Quellen, Kriterien und Methoden. Es sei: Ich suche die Antwort auf die Frage nach dem, was Ars vivendi Coloniensis, kölnische Lebenskunst ist, im Selbstverständnis, in der Selbstdeutung der Kölner – und in ihrer Sprache. Das sind nicht zwei verschiedene Dinge, auch wenn es Sinn macht, sie zu unterscheiden. Vielmehr: Wenn es so ist, daß Sprache von denen geprägt ist, die sie sprechen, dann muß sich das Selbstverständnis der Kölner in ihrer Sprache niederschlagen, im Wortschatz, in Redensarten und Sprichwörtern, auch in ihren literarischen Texten.

Freilich: Selbstdeutungen haben ihre Probleme. Sie haben oft einen Hang zur Idealisierung, zuweilen auch zum nestbesmutzenden Gegenteil. Manchmal vermischen sie, im Extremfall verwechseln sie Wunsch und Wirklichkeit. So scheint es. Aber sagen unsere Wünsche, die Projektionen dessen, was und wie wir sein wollen, nicht auch etwas über unsere Wirklichkeit, über das, was und wie wir sind, im Vorgang und Vollzug fortwährender Läute-

rung oder, um es mit einem Wort aus Goethes letztem Brief (vom 15. März 1832 an Wilhelm von Humboldt) zu sagen, fortwährenden Kohobierens? Wenn der Kölner sagt, so sei er, sagt er, wie er gerne wäre – und daß er gerne so wäre, sagt etwas darüber, wie er ist.

Wie also ist er? Halten wir uns zunächst an Handfestes, an die Sprache, an das in der Sprache Aufbewahrte und Vorfindliche. Die kölsche Sprache ist längst eine Sprache der Zweisprachigen. Wer Kölsch kann, kann auch Hochdeutsch. Das wirkt sich aus. Es ermöglicht, den Bereich des Amtlichen und der Ämter, jedenfalls das Finanzamt, auch das Einwohnermeldeamt und das Bauaufsichtsamt und so weiter, ferner den Bereich der Politik, zumindest der großen, sicher auch den Bereich der Wissenschaft, einschließlich der offiziellen Gesundheitspflege und der förmlichen Rechtspflege, und schließlich den Bereich, in dem es um Soll und Haben – oder Haben und Nicht-Haben – im großen Maßstab geht, dem Hochdeutschen zu überlassen. Kölsch dagegen ist die Sprache des »Unger uns«, die Sprache fürs Private und die Zeiten der Entspannung, die Sprache für Feste und Feiern und die Sprache, in der man miteinander über die wichtigen, über die ersten und letzten Dinge reden kann.

In dieser Hinsicht ist der kölsche Wortschatz reichhaltig – elaboriert, wie man so sagt. Das gilt für den Bereich der Gemütsbewegungen und der emotional bestimmten Tätigkeiten. Es gilt auch für den Bereich der emotional geprägten zwischenmenschlichen Beziehungen. Es gibt im Kölschen zum Beispiel rund drei Dutzend Wörter für Kinder. Ich meine dabei nicht Wörter, die man metaphorisch auch auf Kinder anwenden kann, sondern richtige Synonyme und Teilsynonyme: et jitt e Babaditzje un e Schnügelche, nen Botzendresser un ne Stinkadores, e Buselche un e Stubbeditzje, e Pannestätzje un e Föttche-aan-der-Äd, ne Fitzemann un ne Futzemann, e klei Stümpche, ne Knaggedotz un ne Knaggewarijes, ne Botzemann un ne Lotterbov, Junge un Weechter, Pänz un Puute, Bälch un Blage, Krött un Köttele, Pööscher un Kälcher, i-Dötzjer un i-a-Köttela, Fetze, Quös un Ströpp, Fante, Quante un Trabante.

Schon diese Wörter sind nicht alle Ausdruck von Zärtlichkeit, sie enthalten auch die Konnotationen des Ärgers oder des notgedrungenen Abfindens mit einem notwendigen Übel.

Die Kölner lieben ihre Kinder und kennen die alte, biblisch und klassisch beglaubigte Lebenserfahrung, die Liebe und Zucht,

Leevje

Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Hevving kleine Föbjer huh,
Sin zo zaat för Steincher, Döncher.
Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Pääläujelcher su fruh,
Sin zo klor för Ping un Tröncher.

Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Nemm ding Hängcher vun der Kant,
Sin zo schwaach, öm faß zo packe.
Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Spill mem Emmerche em Sand,
Dun mem Förmche Koche backe.

Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Planz ming Leev deef en ding Siel,
Eß et Öl, för hell zo flamme.

Stubbeditzje – Hätzensstümpche,
Bes do jrößer, wad en Wiel,
Off jon Freud un Leid zosamme.

Heinz Heger

Zuneigung und Züchtigung in einen direkten, geradezu kausalen Zusammenhang bringt. Also ist es nicht mehr als logisch, daß sie, gemäß der Vielzahl der Kinderwörter, auch über eine entsprechende Vielzahl von Wörtern verfügen für die Tätigkeit der liebevollen Züchtigung und ihren Inbegriff, das Verhauen, sowie für all das, was man dabei austeilten und empfangen, jevve un krije oder enfanje kann: en Juv, en Jing, en Schnaf, en Fimm, en Tachtel, ne Firmbängel, ne Balch Wax, Schwades, Schores, Knuuze, Schluffezupp, en Knallzjar un e Wamännche, Ress, Klöpp un Knüpp, Schröm un Schrüpp, Haumichblau un Aska met Schohnäl. Und wie generell im Kölschen die verbale Ausdrucksweise dominiert, ist es auch hier: Mer kann se jebimsch krije un jeresse, se jetupp un jezopp, se jeschnaf un jeprin, es jebannt un eine jetachtelt, ere eine jeklääv un e paar jetrocke, ere eine op en Uhr un se op et Driehbrett, er e paar en der Nacke un se op et Maseräng odder op et Schemissettche. Zum Passiv gehört, nicht nur in der Grammatik, das Aktiv: Mer kann einer verkamesöle, verbimsche, verdresche, zerschwade, durchbleue, einer öm der Balch un öm de Lappe schlage, einem de Jack voll un einer schwatz un blau haue, einer knidderenein un einer zom Schänzje schlonn; mer kann einem eine klevve, eine trecke, eine knalle, Mores enbleue, eine op et Daach jevve

un zeije, wat et jeschlage hät. Und weil keine Sache ohne Ursache, aber auch keine Ursache ohne Folge ist, hat auch solcherlei zur Sprache gebrachte Tätigkeit ihre in Konsekutivsätzen ausdrückbaren Folgen: dat de Fetze fleje, dat hä Plattföb krit, dat hä sich tirvelt, dat hä de Jick, de Tummeleut odder der Kuckelenbaum schleit, dat im Höre un Sinn verjeit un dat hä sing Knöchelcher em Sackdohch heimdrage kann.

So weit der gemütvollere Teil. Er enthält überprüfbare Aussagen zum kölschen Wortschatz im Bereich der Quantität.

Aber sie gehen bereits in den der Qualität über. Denn die kölsche Lebenskunst hat sich die Vielzahl von Wörtern und Ausdrücken in diesem Sachgebiet ja deswegen bereitet, als Vorrat angelegt, durch Übertragungen und Aneignungen geschaffen, weil sie die Notwendigkeit der Unterscheidung sieht. Kinder und ihre Lebensäußerungen sind so vielfältig, das Verhauen ist eine so entscheidende, aber im jeweiligen Lebenszusammenhang auch so unterschiedliche kulturelle Tätigkeit, daß da das Scheren über einen Kamm, das Schlagen über einen Leisten barbarisch wäre: Eine gepflegte, kultivierte Sprache wie die kölsche ermöglicht es mit der Vielfalt ihrer Möglichkeiten ihren Sprechern, sachgerecht feine Unterschiede zu machen.

Daher gehen wir nun medias in res und fragen: Was eigentlich ist das kölsche Wort für Mensch? Genauer: Was sagt man auf kölsch, wenn man den Menschen als homo sapiens meint?

Sicher könnte man zunächst an das Wort denken, das dem hochdeutschen »Mensch« lautlich am nächsten steht und ihm ja auch sprachgeschichtlich entspricht: »Minsch«. Aber da macht schon die Tatsache stutzig, daß dieses kölsche »Minsch« keineswegs, wie sein hochdeutsches Gegenstück, selbstverständlich ein Maskulinum ist: Im kölschen Lexikon gibt es neben »dä Minsch« auch »dat Minsch«. Und zwar hat dieses Neutrum nicht nur, wie man bei flüchtiger Durchsicht des Standardwerks, des dreibändigen »Neuen Kölnischen Sprachschatzes« von Adam Wrede, meinen könnte, die Bedeutung »Frauensperson«: »su e staats Minsch«, »su en ärm Minsch«, »su e verlaufe Minsch«. Dann würde das Kölsche sich nicht von anderen Mundartsprachen unterscheiden. Aber auch in dem Lemma, das Wrede eigentlich dem Maskulinum gewidmet hat und in dem er als Bedeutung »Mensch ohne Unterschied von Alter und Geschlecht« angibt, finden sich ein paar Beispiele, in denen das Wort eindeutig Neutrum ist: »Dat jläv doch kei Minsch«, »Mer ess bal kei Minsch mih«. Überwiegend allerdings kommt »Minsch« im Kölschen im Plural vor: »Mer verdeit sich nit mih wie en de Minsche«, »Dat ess vör Jott un alle Minsche nit wöhr«, »Jangk ens widder unger Minsche«. Und jedenfalls: Einen Beleg, der »Minsch« in der Bedeutung »homo sapiens« nennt, gibt es nicht. Kann es sein,

daß das Kölsche hier überfordert ist? Aber wie sollte eine Sprache, die so konkret ist wie das Kölsche, so handfest am Wesentlichen interessiert, hier eine Lücke haben!

Ich will die These wagen: Das kölsche Synonym für ›homo sapiens‹ ist »Jeck«. Deswegen kann der kölsche Kölner wichtigste Grundsätze seiner Ontologie, entscheidende Postulate seiner Ethik mit dem Wort »Jeck« verbinden. Er sagt: »Jede Jeck ess anders, ävver jet jeck si'mer all.« Das heißt: Menschen sind unterschiedlich, aber sie haben einen gemeinsamen Wesenskern, eine res vor jedem nomen. »Jede jeck ess anders, ävver jet jeck si'mer all« heißt, auf seine einfachste Formel gebracht: Menschen sind menschlich. Schon daraus ergibt sich eine Folgerung für den Umgang miteinander: Weil wir alle unsere kleinen und großen Sonderlichkeiten haben, weil wir alle, wie die Kölner das verbildlichen, »en Eck av hann«, »en Ääz am wandere hann«, »ne Hau met der Pann hann«, sollen wir aufeinander Rücksicht nehmen. Das wird dann noch einmal ausdrücklich imperativisch formuliert: »Jeck, loß Jeck elans!« Wörtlich übersetzt: Homo sapiens, laß deinen Mitmenschen, den anderen homo sapiens, an dir vorbei. Das ist ein Appell zugleich an die Selbsterkenntnis und an die Friedfertigkeit: Weil du selbst den Raum für deine Individualität beanspruchst, laß auch dem anderen die Möglichkeit, sich zu entfalten, stell dich ihm nicht mit deinem Recht und deiner Rechthaberei fundamentalistisch in den Weg. Dann wird die Welt bunter, freundlicher, toleranter; ein Stück Lebenskunst verwirklicht sich. »Jeck, loß Jeck elans!« – das ist der kategorische Imperativ auf kölsch.

Nur weil das Wort »Jeck« ein wenig an Karneval, an Fastelovend, erinnert, sei an dieser Stelle eingeschoben, woran man richtigen kölschen Fastelovend von humoristischer Unterhaltung bis hin zum Kabarett unterscheiden kann, wobei es eben solche Humoristen und Kabarettisten, teilweise unerkannt, längst auch im organisierten und bezahlten Kölner Karneval gibt: Der »Fastelovendsjeck« nimmt nicht andere, er nimmt »sich selvs op de Schöpp«, er lacht – und läßt lachen – nicht auf Kosten anderer, sondern er erzählt das Lachhafte überzeugend von sich selbst, beschreibt sich anschaulich selbst als denjenigen, der, was die Erfolge und die Intelligenz angeht, weit entfernt ist von Vollkommenheit, der vielmehr in jeder Hinsicht Anteil hat an menschlicher Fehlbarkeit.

Die Denkweise des Kölners ist dialektisch. Deswegen ist sie aufs Dialogische angelegt. Nicht nur im Fastelovend spielt er gerne eine Rolle. Wenn man mit einem Kölner zu tun hat, heißt es aufpassen: Ist er so oder tut er nur so? Gibt er sich, wie er – mehr oder weniger – ist, oder spielt er eine Rolle? Seit Schiller wissen wir: Wenn der Mensch spielt, beweist er sich, daß er frei ist. In

Wat fleute mer jetz?

Om Ring geiht spazeere 'ne Leutenant,
Ne Schusterjung schoch¹⁾ hingerdren:
Der Leutenant fleut: »Du mein Vaterland!«
Der Schusterjung, dä stemmb met en.

Do ändert der Leutnant de Melodie:
»De Lieb vun Zigeunere stamm...«²⁾
Der Schusterjung ävver, dä kennt dann och die,
Fleut met, dat et nor esu flamm.

»Ich schieß den Hirsch...« wider dubbelt et
klingk;

Doch do kütt der Leutnant en Hetz,
Falsch driecht hä sich öm. Unse Schusterjung
gringk³⁾:

»Herr Leutnant, – wat fleute mer jetz?«

Wilhelm Schneider-Clauß

- 1) Das Wort *schoche* fehlt bei Hömig; Wrede vermerkt: »eines jener altertümelnden Wörter, durch die man kölsche Schriftwerke besonders original zu machen vermeint und bestrebt ist.« Schneider-Clauß will mit diesem Wort jedenfalls den zivil-legeren Gang des Schusterjungen gegenüber dem militärisch-schneidigen des Leutnants kennzeichnen.
2) In unserer Neu-Ausgabe des »Kölnischen Vortragsbuchs« von 1989 ist an dieser Stelle leider der Druckfehler »stamb« stehen geblieben. 3) hier: übers ganze Gesicht grinsen; Hömig: greinen, weinen, Gesichter schneiden; Wrede: Fratzen schneiden, das Gesicht verziehen, grinsen, ein entsetztes Gesicht machen. HAH

diesem Sinne hat der Kölner einen besonderen Sinn für Freiheit. Zwei Rollen, die im freien Rollenspiel der Kölner immer wiederkehren, sind Antonius und der Schielende, gemeinhin bekannt unter den Namen Tünnes und Schäl.

Verwechseln kann man sie nicht. Jeder von ihnen ist ein eigener Charakter.

Der Schäl ist durchtrieben. Er zieht seinen Vorteil daraus, daß er imstande ist, mit dem rechten Auge in die linke Westentasche zu schauen. Er weiß stets, wie die Aktien stehen (»wat de Botter koss«), wo die Entscheidungen fallen (»wo der Has höpp«) und was aktuell ist (»wat jekoch weed«). Wenn er nach zwei Wochen endlich herausgefunden hat, wer ihm in seiner Stammwirtschaft den Mantel von der Garderobe entwendet hat, dann erstattet er

die polizeiliche Anzeige nicht sofort, sondern wartet so lange, bis der Dieb den Mantel in die Reinigung gebracht hat. Der Schäl hat keine Skrupel, Hinterlist anzuwenden, um sein Ziel zu erreichen. Er macht sich auch kein Gewissen daraus, einmal einen Konkurrenten mit unfairen Methoden aus dem Weg zu räumen. Die eventuelle Aufdeckung seiner Machenschaften nimmt er zwar bußfertig, aber ansonsten unerschüttert und unverändert in Kauf.

Der Tünnes hat nichts lieber, als daß man ihm seine Ruhe läßt. Auf seiner Werteskala ganz oben steht eine gute Mahlzeit und ein hochprozentiger Schnaps (»ne jode Schabau«). Sein moralischer Ehrgeiz ist nur gering ausgeprägt (»hä liet der leewe Jott ne jode Mann sin«). Er wehrt sich nicht, wenn er beim Verteilen der Arbeit leer ausgeht (»hä hät nix derjåje, dat'e dutjedeilt weed, wann et òm de Arbeit jeit«). Er weiß ja: »Vum Arbeide jonn de beste Pääd kapott« (vom Arbeiten gehen die besten Pferde zugrunde). Und er weiß ebenso: »Vum Arbeide allein ess noch keiner rich woode.« Er kennt überhaupt eine Fülle solcher Lebensweisheiten, vor allem diejenigen, die bestätigen, was ihm bequem ist. Es muß ein kölscher Tünnes gewesen sein, der, weil es ihm paßte, sogar ein Sprichwort aus Haiti ins Kölsche übersetzt hat: »Wann de Arbeit schön wör, daten de Riche se nit de Ärme üvverloße.« Der Tünnes schlägt mit dem, was er sagt, oft einen Gordischen Knoten durch, aber im Unterschied zu Alexander dem Großen ohne Absicht und ohne es zu merken. Sagt man es ihm, so staunt er, was er angerechnet hat.

Es trifft wohl zu, daß in jedem Kölner ein Stück Tünnes und ein Stück Schäl steckt. Sie sind die beiden Extreme, zwischen denen er schwanken kann. Und er schwankt gerne. Weil sie in diesem Sinne miteinander verwandt sind, haben Tünnes und Schäl auch in den Geschichten, die von ihnen erzählt werden und in denen ihr Zusammenspiel kölsche Lebenskunst kündigt, nie Kommunikationsschwierigkeiten.

Der Schäl ist rhetorisch gewandter als der Tünnes. Er ist auch der schnellere Denker – wenn es sich auszahlt. Er läßt sich nicht übervorteilen. Er ist nicht begriffsstutzig und schon gar nicht mundfaul (»hä ess nit op der Kopp jefalle un eesch rääch nit op de Mul«). Steht auf der Schwelle eines Gasthauses das Wort SALVE und fragt ihn der Tünnes, was das heiße, dann sagt er spontan, auch ohne zu wissen, was ein Akrostichon ist: »Das ist doch einfach: Säuer Aller Länder Vereinigt Euch!« Man sieht: Er läßt sich nicht in Verlegenheit bringen. Er kann sehr bössartig sein. Mit einem Wort: Er ist ein »Intellektueller«.

Der Tünnes geht zielstrebig den geraden Weg und kann daher auch einmal zuerst ankommen. Er macht nicht so viele Schnörkel und kann daher auch einmal zuerst fertig werden. Er steckt

sich meist nicht so hohe Ziele, deshalb kann er sie auch erreichen. Er ist ein heiterer Weiser. Wenn er, nachts auf dem Heimweg aus dem Gasthaus, einen Zehnmarkschein auf einem dunklen Stück Straße verloren hat, dann sucht er den lieber unter der nächsten Laterne, weil man dort besser sehen kann. Wenn er einmal, was kaum vorstellbar ist, verzweifeln würde und sich erhängen wollte, dann würde er sich den Strick um den Bauch legen, nicht um den Hals, und, wenn man ihn nach dem Motiv fragte, entrüstet antworten: »Söns krijjen ich jo kein Luff mih!« Mit einem Wort: Er ist ein »Philosoph!«

Sie sind nur selten einig. Aber sie halten zusammen. Sie sind, auch wenn sie das nicht zugeben, aufeinander angewiesen. Ihre komplementären Unvollkommenheiten lassen die mögliche menschliche Vollkommenheit ahnen.

Die Kölner sind davon überzeugt, daß jeder von beiden ein bißchen recht hat. Daher kann man nie vorhersagen, wer Recht erhält, wenn sie wieder einmal in Streit geraten. Die Welt ist nicht so beschaffen, daß zwei Augen allein sie richtig sehen könnten, daß ein Verstand allein ihre Probleme bewältigen könnte. Und der Mensch ist nicht so beschaffen, daß nur eine Seele in seiner Brust wohnte. Man muß in einen Dialog eintreten. Die Wahrheit wird – vielleicht – gefunden, wenn zwei gemeinsam nach ihr suchen, wenn zwei sich über sie auseinandersetzen, wenn zwei sich ihretwegen streiten: jeder mit seiner Methode, und immer wieder von neuem. Und eine besonders hervorragende Art der gemeinsamen Wahrheitssuche ist das, was in der Tradition der Philosophiegeschichte Symposium heißt. Tünnes und Schäl tragen dem Rechnung. Sie nennen das nur anders: »Se jonn sich eine suffe.« Dann wissen sie beide, woran sie sich zu halten haben: Jeder hält sich an seinem Glas fest. Und wenn die beiden auf diese Weise einmal in ihrem Element sind, dann kann man etwas erwarten. Dann darf man ein bedeutendes Ergebnis erhoffen. Bedeutend freilich ist ein Ergebnis immer dann, wenn es auf seine Deutung ankommt. Es liegt also an den seriöseren Mitmenschen, also an uns, mit angemessenen Kategorien nachzuvollziehen, was alles in einer solchen Begebenheit enthalten ist, was sie besagen will.

Es werden viele Geschichten von Tünnes und Schäl erzählt. Jede gute ist ein kleines Theaterstück. Es gibt nur wenige gute. Diese guten haben Köln, die Eigenart der Kölner, die kölnische Lebenskunst als Hintergrund. Andere, die weniger guten, könnten überall spielen, ließen sich auch von Graf Bobby und seinem Freund Poldi erzählen. Bei wieder anderen sind die Rollen falsch besetzt. Aber der Tünnes kann keine Schäl-Rolle spielen. Man kann das an einem »Stöckelche« zeigen, das davon handelt, wie Tünnes und Schäl beim Militär sind. Der Schäl, ehrgeizig, intellektuell wie er ist, hat sich zuletzt bis zum Hauptmann hinauf-

gedient. Als solcher kommt er an dem Schilderhaus vorbei, in dem der Tünnes, immer noch als Gemeiner, Wache steht. Der rührt und regt sich nicht. Empört stellt der Schäl ihn zur Rede: »Aber, Tünnes, warum präsentierst du denn nicht?« Die Antwort: »Dat jeit nit, Haupmann!« Die Rückfrage: »Aber warum denn nicht?« Die erschöpfende Erklärung: »Ich hann doch de Häng en der Täsche«

Die Frage nach kölnischer Lebenskunst ist heute nicht zum ersten Mal gestellt worden. Die bisherigen Antworten waren unterschiedlich.

Heinrich Lützel (1902–1988), der Kunsthistoriker, gebürtiger und überzeugter Bonner, hat in seiner »Philosophie des Kölner Humors« kölnische Lebenskunst auf den Humor festgelegt, im wesentlichen auf eine ziemlich drastische Art des Humors. Seit her immer wieder zitiert wird die Geschichte von der Fronleichnamspzession, an deren Rand eine offenbar ortsfremde Dame zu ihrer Freundin mit Entzücken in der Stimme sagt: »Sieh doch nur einmal die vielen weißen Mädchen!« Worauf sich eines von diesen umdreht und unmißverständlich klarstellt: »Mer sin kein weiße Mädcher, mer sin Engelcher, do Aaschloch!«

Josef Steinberg (1904–1981), Prälat, Kölner von Geburt und Gesinnung, hat unter dem Motto »Allt widder e Wunder« eine Reihe von köstlichen Beispielen aus den vielen Grenzbereichen zum Religiösen und Kirchlichen, in denen der Kölner lebt, zusammengetragen, etwa den kölschen locus classicus für die Relativitätstheorie aus dem Mund des Küsters Mörs von St. Mariä Himmelfahrt (»De Prädich wor längs am Engk, bloß Ehr wort noch nit fädich«) oder jene subtile Unterscheidung zwischen rituellem Gebetsvollzug und dem Akt betroffener Frömmigkeit, die sich an den Namen des Domkapitulars Arnold Steffens knüpft (»Maache mer no wigger odder solle mer uns jet bedde?«). Da wird kölnische Lebenskunst im Grielächertum gesehen.

Andere sehen das anders, vermissen die Dimension des zoon politikon und sehen kölnische Lebenskunst verkörpert im kölschen Klüngel. Das ist ein schwieriges Feld. Hier können eigentlich nur Insider mitreden. Sie wissen: Der Klüngel ist das illegitime Kind eines preußischen Vaters und einer rheinischen Mutter. Ihm ist die Gabe in die Wiege gelegt, bei pingeliger Wahrung formaler Vorschriften doch eine zufriedenstellende Sachentscheidung zustandezubringen. Die Kunst des Klüngels ist, wenn sie richtig praktiziert wird, die Kunst, den Dienstweg zu vermeiden, indem man eine unkonventionelle Abkürzung wählt, die Kunst, dem Amtsschimmel ein Schnippchen zu schlagen, indem man ihn vom Schwanz her aufzäumt. Richtiger Klüngel verlangt Kreativität. Die Kunst des Klüngels ist eine menschenfreundliche Kunst,

Un et Arnöldche fleut...

Em Himmel es d'r Düvel loß, weßt ehr, wat dat bedüek?

Do feeren se hüek Fastelovend, do eß hüek en löstige Klick.

D'r Petrus sitz em Elferrot, die »Schwaat« eß och allää,

Der »Senk« un der »Trööt«, der plazen de Nöht, D'r Maaße Fritz, dä präsideet:

R: Un et Arnöldche fleut,

Un d'r Herrgott hät singk Freud,

Un d'r Ostermanns Will, dä singk esu schön,

Et quietschen dem Palm sing Urgelstön,

Un et Arnöldche fleut,

Un d'r Herrgott hät sing Freud,

Un der Lääsche Nas ehr Nas weed naaß,

Weil Kölle nit ungergeiht.

Met Klatschmarsch flüg jitz en de Bütt d'r Engel Schmitz, dä Gäl,

D'r Wittgenstein hält sich de Backe, d'r Schneider-Clauß laach met dem Schäl.

D'r Hönig bütz et Böckderöck, der Antun Meis rōf »Prob«.

D'r Millowitsch mäht Spaß: »Wat eß en der Kass?«

D'r Hannemanns Fritz, dä läht loß:

R: Un et Arnöldche fleut...

De Funke süht m'r wibbele jitz, et danze wie geschmeet

De hellige Mädcher un Knäächte, d'r Möler Bock Strüßger serveet.

Et Griet danz och me'm Jan vun Wäht, weil die sich jitz verstonn.

Met Engelsgetön singk Ühm un och Möhn:

»Zo Foß mööch ich noh Kölle gonn.«

R: Un et Arnöldche fleut...

Karl Berbuer

wenn sie den Menschen höher stellt als die papierenen Vorschriften. Fehlt diese Dimension, dann handelt es sich nicht um kölschen Klüngel, sondern um ganz gewöhnlichen Allerwelts-Filz.

In all diesen Antworten, die die kölnische Lebensart im Humor, im Grielächertum, im Klüngel sehen, steckt ein Körnchen Wahr-

heit. Ich habe heute meine Akzente gesetzt. Was ich zu sagen habe, läßt sich zusammenfassen in die drei Sätze: Das kölsche Synonym für homo sapiens ist »Jeck«. Der kölsche kategorische Imperativ lautet: »Jeck, loß Jeck elans!« Der kölsche Weg zur Wahrheit ist der dialektische, wie er sich niederschlägt in den Dialogen von Tünnes und Schäl.

Aber jede Ars vivendi hat die entscheidende Bewährungsprobe zu bestehen in ihrem letzten Kapitel, in dem der Ars moriendi. Die Kunst zu leben scheitert angesichts des Todes oder bewährt sich in der Kunst zu sterben.

Auch Tünnes und Schäl, so, wie sie in jedem Kölner stecken, wissen, daß der Mensch sterblich ist. Allerdings sind sie der Meinung, daß es keinen Sinn hat, unaufhörlich daran zu denken. Darum auch sagt der Tünnes, als der Schäl ihm vom plötzlichen Tod eines gemeinsamen Freundes berichtet, nach einem Moment des Nachdenkens: »Jung, wor dat dann nüchich?« Aber wenn die Notwendigkeit unausweichlich und endgültig ist, dann heißt es, ein Stückchen Trost zu finden. Eine der besten und hintergrün-

digsten Geschichten von Tünnes und Schäl, die ich kenne, ist die folgende: Sie hatten (sagen wir: bei der Dombaulotterie) den ersten Preis gewonnen, eine Schiffsreise nach Amerika. Unterwegs stößt das Schiff mit einem Eisberg zusammen und beginnt zu sinken. Hilfe ist nicht mehr zu erwarten. Der Schäl läuft wie unsinnig herum und ruft ständig: »Wat maache mer bloß, wat maache mer bloß?« Auf einmal sagt der Tünnes zu ihm: »Ich weiß janit, woröm do dich esu oprähchs! Ess dat dann di Scheff?«

Und für »danach« gilt die Überzeugung: »Der Herrjott liet doch ne echte Kölsche nit em Stech!« Denn irgendwie sind die Kölner davon überzeugt, daß auch im Himmel Fastelovend gefeiert wird, mit »Alaaf« statt »Alleluja«. Deswegen beginnt eines der schönsten kölschen Fastelovendlieder mit dem Satz: »Em Himmel ess der Düvel loss...« So hält die dialektische Lebenskunst der Kölner auch der Anfechtung des Todes stand. Denn ihr zwar bisweilen melancholisch eingefärbter, sich aber immer wieder durchsetzender Optimismus hat seinen festen Grund in der Überzeugung: »Et Levve üvverlääv der Dud!«

Heribert A. Hilgers

Glückliche Jahre in Mauenheim

Erinnerungen unseres Vorstandsmitglieds Hildegard Steinborn

Am 11. Dezember 1993 konnte Hildegard Steinborn ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern. Seit 1978 ist sie Mitglied im Heimatverein, 1986 wurde sie in den Vorstand gewählt (»Alt-Köln« Heft 62 Seite 7), wo sie zunächst als Beisitzerin tätig war und seit 1990 in der Nachfolge von Willi Löllgen die Funktion einer Archivarin wahrnimmt (»Alt-Köln« Heft 78 Seite 15). Sie gehört zu den Unentbehrlichen, die unauffällig, aber zuverlässig die wichtigen Aufgaben im Hintergrund erledigen. Zu ihren Spezialitäten gehört die Mitarbeit beim Umbruch der »Alt-Köln«-Hefte mit Schere und Pritt-Stift in der Hand. Besonders liebevoll widmet sie sich Jahr für Jahr der Führung der Vereins-Chronik.

Für das Buch »Köln-Mauenheim. Ein Geschichtsbild in Bildern und Geschichten«, von dem an anderer Stelle dieses Heftes die Rede ist, hat sie anschaulich ihre Erinnerungen an ihre in Mauenheim verbrachten Kinder- und Jugendjahre aufgeschrieben. Dieser Beitrag konnte, wegen thematischer Überschneidungen mit anderen, im Buch nur in gekürzter Fassung wiedergegeben werden. Daher wird er hier in der ursprünglichen Ausführlichkeit abgedruckt. Er ist, wie ich meine, auch für die Nicht-Mauenheimer unter unseren Mitgliedern lesenswert. Zugleich sei dieser Abdruck ein Dank für treue Mitarbeit im Vorstand.

HAH

Glückliche Jahre in Mauenheim

Mein Vater Hellmuth de Marné wurde getreu der Familientradition wie bereits sein Vater und sein Großvater preußischer Eisenbahnbeamter. Lange vor dem Ersten Weltkrieg wurde er von Stralsund auf der Insel Rügen nach Köln versetzt, wo er als Reichseisenbahnassistent lange Jahre seinen Dienst versah.

Er wohnte mit seiner Familie zunächst in Köln-Sülz, wo ich in der Gerolsteiner Straße geboren wurde. Die Wohnungen waren knapp und teuer. Wie alle Familien mit Kindern wünschte auch die meine sich ein Eigenheim am Rande der Großstadt. So kam der Plan der Kölner Reichseisenbahn, für ihre Mitarbeiter Siedlungen zu erstellen, den Wünschen vieler Eisenbahner entgegen. Die Kölner Eisenbahndirektion sammelte Unterschriften von Mitarbeitern, die bereit waren, in einer Siedlung ein Eigenheim für ihre Familie zu erwerben. Eine Spar- und Darlehnskasse wurde gegründet. 1913 entstand die Gemeinnützige Wohnungsbau-Genossenschaft – GAG. Aber erst 1919/20 konnte mit dem Siedlungsbau begonnen werden. Nicht nur Eisenbahner, auch andere Interessenten konnten hier ein Eigenheim erwerben. Die neue Siedlung hieß anfangs »Nippes-Nord«; erst 1921 erhielt sie den Namen Mauenheim.

Die Siedlung wurde zunächst seitlich des Nordfriedhofs entlang der Friedhofsmauer angelegt. Die spätere Nibelungenstraße führte auf den Nibelungenplatz, den Kernpunkt der Siedlung, der auch von Anbeginn an mit einer festen Asphaltdecke versehen wurde. An der Kempener Straße, einer längeren Straßenzeile in Richtung der Schmiedegasse, wurden die Häuserzeilen jeweils in U-Form gebaut, und in der Mitte entstanden der Brunhild- und der Kriemhildplatz. Dies waren zunächst Plätze mit Bäumen und Sträuchern, Bänken und Spielplätzen für die Kinder, umgeben von einer Steinmauer.



Häuserzeile Nibelungenstraße 34-40, noch ohne Vorgärten

Längs des Nibelungenplatzes entstand eine Reihenhäuserzeile, die bis hin zur Schmiedegasse führte und den Namen Guntherstraße erhielt. Nach einigen Jahren wurde die Guntherstraße in Richtung Bergstraße weitergeführt. So entstand die »Neue« Guntherstraße. Desgleichen wurde auch die Kempener Straße verlängert in Richtung Bergstraße und Eckewartstraße, die hin zur Neusser Straße führte.

Während man in der Nibelungenstraße auf der einen Seite Mehrfamilienhäuser und auf der anderen Seite Zweifamilienhäuser gebaut hatte, bestand die übrige Siedlung fast ausnahmslos aus Einfamilienhäusern. Diese waren teilweise etwas vergrößert durch einen Anbau, in dem fast überall Handwerker, z. B. Schuhmacher, Schneider und Tischler, ihre Werkstatt hatten; am Brunhildplatz war auch ein Lebensmittelladen zu finden und am Kriemhildplatz eine Verkaufsstelle für Frischmilch, Eier, Käse.

In den meisten Straßen hatten die Häuser Vorgärten. Die Rückseite der Häuser zierten fast überall kleinere oder größere Gärten, so daß die Siedlung Mauenheim ganz in Grün eingebettet war.

Kölner Rhein-Seilbahn. Vom Zoo über'n Rhein zum Rheinpark schweben. Das Panorama genießen.

Wir sind dabei:

Denn wir sorgen dafür,
daß Ihre Freizeit zum
Erlebnis wird.
Durch Strom von GEW.

Und mit uns erreichen
Sie sicher und schnell
Ihr Ausflugsziel:
Mit Bahnen und Bussen der KVB.



Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft



Kölner
Verkehrs-Betriebe
Aktiengesellschaft

Unsere Leistung läßt Köln leben.

Die Siedlungshäuser waren ziemlich einheitlich gebaut: Erdgeschoß mit Küche und Waschküche, Flur und Treppenhaus, das in das obere Stockwerk führte. Hier lag zum Garten hin das Elternschlafzimmer; ein zweiter Raum mit Sicht zur Straße war je nach Bedarf Wohn- oder Schlafraum. Von diesem führte eine Treppe ins Dachgeschoß. Hier gab es ein ausgebautes Mansardenzimmer mit Fenster zur Straße und einen Dachboden, sprich Speicher, zur Gartenseite hin.

Badezimmer waren in den Jahren 1919/20 noch nicht modern; allerdings gab es in der Waschküche im Erdgeschoß neben dem Klosett und dem Handwaschbecken eine lange Zinkwanne, die sowohl für die Wäsche als auch als Badewanne genutzt werden konnte. Wir hatten auch noch einen großen runden Waschkessel mit Feuerung darunter, der mit Briketts geheizt wurde.

An diese schmale Waschküche schloß sich bei unserem Einzug in das Haus eine geräumige Küche an, mit Holzbalken an der Decke, die wohl einen Bauernstil andeuten sollten. Dieser Raum hatte zum Garten hin ein dreiteiliges Blumenfenster und eine Tür.

Schon nach kurzer Zeit änderten aber fast alle Siedler diese Raumeinteilung, indem sie die Waschküche in den Keller verlegten, den kleineren Raum als Küche einrichteten und die bisherige Küche zu einem geräumigen Wohnzimmer machten.

Leider hatte man ausschließlich Reihenhäuser gebaut. Die entsprechend aneinandergrenzenden Gärten waren nur durch einen Maschendrahtzaun voneinander getrennt. Einige Nachbarn bauten sich eine Terrasse und setzten zum Nachbargrundstück eine manns hohe Mauer.

Die Häuser wurden allesamt bunt angestrichen, eine ungewohnte Sache, über die zunächst heftig diskutiert und gelästert wurde. Die jeweiligen Häuserfronten durften – auch architektonisch – nicht verändert werden. Die kleinen Fensterchen zur Straße hin durften daher auch nicht vergrößert werden.

Alle Häuser erhielten rote Ziegeldächer. Unser Haus stand in einer hellgelben Häuserzeile und war mit blauen Türen und Fensterrahmen versehen. Die kleinen Fensterflügel bestanden aus zusammengefügt Glasscheiben im »Landhausstil«.

Andere Häuser waren wiederum hellgrün, hellblau oder auch himbeerrosa gestrichen. Erfreulicherweise ging die Begrünung ziemlich schnell vonstatten, so daß die schmucken, bunten kleinen Häuser im Grünen mit den roten Ziegeldächern später recht hübsch aussahen.

An unserer Straßenseite waren, als meine Eltern einzogen, an den Hausfronten entlang Bänke aufgestellt, und Kletterpflanzen, z. B. Wilder Wein, sollten am Hausgiebel in die Höhe ranken.

Die Freude an diesem Grün und an den Sitzbänken vor den Häusern währte aber nicht lange, weil insbesondere jugendliche Randalierer vornehmlich in der Nacht darauf ihre unliebsamen Spielchen trieben, die Nachtruhe der schlafenden Anlieger erheblich störten, die Ranken herunterrissen usw., so daß die erbosten Hausbewohner darauf bestanden, daß die auf Steinsokkeln montierten Holzbänke bald wieder demontiert wurden.

Die Gärten wurden allgemein mit viel Liebe als Ziergärten angelegt; so hatten wir z. B. drei Apfelbäume, zwei Birnbäume, je einen Pfirsich-, Pflaumen- und Kirschbaum sowie unzählige Johannisbeersträucher, deren Früchte zu essen uns Kindern aber strengstens untersagt war, weil sie nach ihrer Reife unweigerlich zu Obstwein Marke Eigenbau verwendet wurden.

Blumen aller Gattungen gab es überall und natürlich eine Wiese mit Teppichstange und Aufhängevorrichtung für die große Wäsche, wozu auch das Bleichen auf der Wiese im Sommer gehörte.

Am Ende unseres Gartens entwickelte sich im Laufe der Jahre ein wunderschöner Holunderstrauch, unter dessen dichten Zweigen ein Bänkchen stand. Dies wurde mein ständiger und heiß geliebter Spielplatz.

Am Anfang hatten auch wir, wie fast alle Siedler, Hauskaninchen samt Stall; unser Nachbar hielt Zwerghühnchen, die man heutzutage wohl nur noch im Zoo sehen kann; andere züchteten auf dem Dachboden ihre Haustauben. Hunde und Katzen waren damals noch seltener, wohl aber besaßen wir unter der Glyzinie einen Starenkasten, Amselnester in den Bäumen und zeitweise jede Menge quakende Laubfrösche. Es war reizend und idyllisch.

In späteren Jahren nahm die Zahl der Tierzüchter immer mehr ab. Auch mein Vater ließ anstelle des Karnickelstalles eine hübsche Gartenlaube zimmern, die von echten Weinreben umgeben war, ein regenundurchlässiges Dach besaß, unter dem man eine elektrische Lampe aufhängen konnte, so daß an zahlreichen warmen Sommertagen eine Anzahl guter Freunde in unserer Laube mit Begeisterung bis in die Nacht hinein Skat droschen, während die Frauen Handarbeiten machten und Berge von Kartoffelsalat mit Würstchen bereitzuhalten hatten. Ich mußte aus der Wirtschaft an der Ecke je nach Bedarf Bier vom Faß holen gehen. Hierfür gab es sogenannte Syphons mit 1–3 Liter Inhalt. Ich tat das sehr gern, denn für jeden Gang gab es einen Groschen = 10 Pfennige, das war für ein kleines Mädchen sehr viel Geld! Hierfür konnte man dann bei der Frau Bemelmann, die im Volkerweg einen Krahladen mit Tabakwaren, Schulbedarfsartikeln usw. hatte, die äußerst beliebten Glanzbilderbögen oder Kartons mit Ausschneidepüppchen kaufen.

Der sehr zentral gelegene Nibelungenplatz besaß zwei Seiten mit Ladengeschäften: Links von uns gelegen die »Konsumgenossenschaft Hoffnung GmbH«, rechts die »Einkaufsgenossenschaft Eintracht GmbH« – eigentlich die Vorläufer unserer heutigen Supermärkte. Die beiden geräumigen Geschäftslokale besaßen jedes zwei große Schaufenster; der Eingang lag in der Mitte; man hatte verzierte Nickel-Registrierkassen und jeden Tag frische Ware, die mit Pferdefuhrwerken angeliefert wurde. Auch Wagen mit Blockeis lieferten dies fast täglich, und es war prima, wenn von den Eisblöcken beim Transport – mittels Sack auf der Schulter des Fuhrmanns – sich Eisstückchen lösten, die wir Kinder liebevoll auflutschten.

Sowohl in der »Eintracht« als auch in der »Hoffnung« konnte man aber auch »auf Buch« kaufen, d. h. man ließ »ansprechen«. Die Arbeiter erhielten ihren Wochenlohn an den Freitagen einer jeden Woche in bar ausgezahlt, die Beamten ultimo eines Monats ihr Gehalt oder ihre Pension. Dann ging Mutter »abrechnen«, mehr einkaufen als gewöhnlich, und ich erhielt sozusagen als Bonus eine Zuckerstange gratis geschenkt. Himmlisch! Wir kauften in der »Eintracht«, wo hauptsächlich die politisch nach »rechts« ausgerichteten Familien, die z. B. der Zentrums- oder den Deutschnationalen angehörten, ihren Bedarf deckten, während die »Linken«, meist sozial ärmere Leute, die sozialdemokratisch oder kommunistisch engagiert waren, in der »Hoffnung« kauften.

An einer Ecke lag die Drogerie Schumacher, die außer Drogerie-Artikeln auch feine Spirituosen und Parfüms führte, bei der man aber auch eigene Fotoarbeiten entwickeln und kopieren lassen konnte, wovon ich, als ich zur Konfirmation eine Agfa-Box für 4,00 Mark geschenkt bekam, ausgiebig Gebrauch machte.

Die Familie Schumacher selbst galt als fromm, sehr seriös, aber etwas reserviert. Meiner Erinnerung nach war deren Tochter das erste Kind, das in Mauenheim das Licht der Welt erblickte. So wurde es, der Nibelungensage entsprechend, der die gesamte Siedlung ihre Straßennamen verdankte, auf den Namen Kriemhild getauft, die in der Sage die stolze Gattin des Helden Siegfried wurde. – Kriemhild Schumacher heiratete nach dem Zweiten Weltkrieg den CDU-Politiker Rainer Barzel. Sie war recht sympathisch, nahm aber leider ein äußerst trauriges Ende. Ich selbst war als Nachbarskind beliebt und durfte für Kriemhild, die etwa drei Jahre jünger war als ich, die Puppenkleidchen nähen, was ich gern tat. So durfte ich im Geschäftshaus Schumacher aus- und eingehen, was eine besondere Auszeichnung bedeutete. Außerdem bekam ich von Frau Schumacher kleine Probedöschen von Creme und winzige Musterparfümfläschchen, wundervoll!

Neuerscheinungen



Alte Adreßbücher erzählen...

Leben und Alltag in Köln

Auswahl und Einleitung: Klara van Eyll

340 Seiten mit 31 vierfarbigen und 50 schwarzweißen zeitgenössischen Abbildungen sowie 95 Anzeigen und Faksimiles aus alten Adreßbüchern; Format 16 x 23,5 cm, vierfarbiger Einband, Hf., DM 39,80.

Aus den umfangreichen historischen Einleitungen zu Greven's Adreßbüchern von 1861 - 1940 hat Prof. Dr. Klara van Eyll die wichtigsten Passagen zur Kölner Stadtgeschichte ausgewählt. Daneben werden deutlich: die Beziehung zu Preußen, die Entstehung der Sammlungen und Museen, die Entwicklung im Bau-, Verkehrs- und Schulwesen.

Greven Verlag Köln

Bezug nur über den Buchhandel!



An die Drogerie angeschlossen war das Doppelhaus mit der »Hoffnung«, dann folgte der zunächst einzige Friseur-Salon Paul Schmidt. Etwas zurückgebaut lag dann der größere Komplex zur Kempener Straße, die bis dato einzige Wirtschaft von Mauenheim. Das Gasthaus hatte eine Schenke mit Thekenbetrieb, daneben Sitzgruppen mit Tischen und Stühlen. Der erste Pächter war Wilhelm Knauf mit seiner Familie. Es war ein recht hübsches Lokal und besaß überdies einen kleinen Saal, in dem die Mauenheimer ihre Gemeindeveranstaltungen und kleinere Festlichkeiten abhielten. Ich weiß noch, daß Willi Ostermann sein Lied »... dä Klein dä muß ene Nüggel han...« hier bei einer Karnevalssitzung persönlich vorgetragen hat.

Nach Jahren übernahm dann der Wirt Donders das Lokal. Es wurde von Grund auf renoviert, man konnte in berankten Gartenlauben im Freien sitzen, kleinere Musikgruppen spielten an den Wochenenden auf und auch der allseits verehrte und damals noch junge Willy Schneider sang anlässlich einer Mai-Feier seine Rheinlieder. Um den Namen des Lokals gab es heftige Debatten, bis man sich auf »Siegfriedhof« einigte.

Nach 1933 tagte hier natürlich die SA, und wir horchten auf, wenn das Horst-Wessel-Lied oder der Badenweiler Marsch erklang. Bei einer Mai-Feier, groß propagiert als »Fest der Arbeit«, wurde mitten auf dem Nibelungenplatz eine Tanzfläche angebracht, ringsherum Tische und Bänke aufgestellt, und die gesamte Mauenheimer Bevölkerung konnte mittrinken und mitfeiern, was auch in fröhlicher Stimmung bis tief in die Nacht hinein geschah.

Da wir in der ersten Etage unseres Hauses Guntherstraße 137 ein hübsches Wohnzimmer »nach vorne heraus« mit Sicht über den Nibelungenplatz bis weit in die Nibelungenstraße hinein hatten, erlebten wir immer alles »in der ersten Reihe« mit.

Das Mansardenzimmer mit seiner Schräge bewohnte mein älterer Bruder Ulrich, der für den Garten sorgte. Er lernte in der Etzelstraße Fahrradfahren, weil er nach Nippes als Drogist in die Lehre kam. Er war es denn auch, der einen dicken Glasballon organisierte, so daß unser Vater auf dem Dachboden darin Johannisbeerwein ansetzen konnte, der hier seiner Reife »entgegengluckste«, von dem aber vor lauter vorzeitigem Probieren bis zur Flaschenfüllung und Verkorkung nie viel übrigblieb.

Die Guntherstraße war seitlich durch hohe Torbögen mit den Gebäuden des Nibelungenplatzes verbunden. In der Mitte dieser Torbögen hatte man ein künstlerisches Relief angebracht, meiner Erinnerung nach »Siegfried mit seiner Mutter« auf der einen und »König Gunther hoch zu Roß« auf der anderen Seite. Leider habe ich davon kein Foto. Die ganze Seite des Platzes mit

Dä Klein, dä muß ene Nüggel hann

Irgendwo, ich weiß nit, op ener Läu¹⁾,
Woht vör veezehn Dag e Kind gedäuf,
Un an jedem Finster ahn däm Huhs
Hing vör luuter Freud de Fahn erus.
Hatt dä kleine Fätz d'r ganzen Dag
Anders nix gedonn als wie gelaach,
Gov op eimol avv dä Rölleköll²⁾
Medden en der Naach 'ne Bröll.³⁾
Dä Ahl springk schnell jetz uhs däm Bett
Un för sing Frau hä säht:

R: Ja wat hät hä dann un wat well hä dann,
Dä Klein dä muß ene Nüggel⁴⁾ hann,
Dröm gitt im wat hä well,
Dann es hä widder stell!
Ja wat hät hä dann un wat well hä dann ...

»Wenn die Kinder schreie, es nit schlemm,
Komm, mer driehe jetz dä Klein eröm,
Jedenfalls hät hä sich wund gelaht,
't kann och sin, dat hä sich naab gemaht.«
»Eß et möglich, dat hä Zängcher kritt?«
»Ahle Stockfesch, nā, su fröh noch nit!«
Un su geiht dat Froge hin un her,
Schreie deiht hä wie 'ne Bär.
Dä Vatter spillt däm Klein am Kenn
Un singk met fruhem Senn:

R: Ja wat hät hä dann un wat well hä dann ...

Immer mie dä Klein Spektakel maht,
Grad als wöht e Wüzzge⁵⁾ ömgebraht.
Un die Wiever durch däm Fätz sing Stemm
Stonn em Punejel⁶⁾ all em Flur eröm.
»Jösses nā, wat hät mer ahn dä Gäng,
Hück do eß et met däm Schlof am Eng,
Kutt, mer gon zosamme jetz erop,
Dann kritt hä de Muhl gestopp.«
Em Nu do gingk em ganzen Huhs
Dä Klein vun Schuuß zo Schuuß:

R: Ja wat hät hä dann un wat well hä dann ...

Willi Ostermann

1) Dachgeschoßwohnung, von Ostermann selbst erklärt als Mansarde; Hönig und Wrede: Speicher 2) von Ostermann selbst erklärt als Lockenköpfchen, von Thomas Liessem als Schreihals, von Hönig und Wrede als wildes, ausgelassenes Kind. 3) kräftiger Schrei. 4) Schnuller. 5) kleines Schweinchen. 6) hier: Frauen aus den übrigen Wohnungen des Hauses. 6) Nachtgewand.

der Drogerie, der »Hoffnung« und Friseur Schmidt wurde im Krieg durch Fliegerbomben restlos zerstört und nach dem Krieg nicht wieder im alten Stil aufgebaut. Recht schade!

Neben dem gegenüberliegenden Torbogen schloß sich der Gemüseladen der Familie Prevost an, dann die »Eintracht« und eine Metzgerei. Daran – genau wie auf der gegenüberliegenden Seite der »Siegfriedhof« – lag von Anbeginn an die Bäckerei mit kleinem Café, übernommen von der Familie Leo Voetz. Dieser war ein überaus fleißiger Bäcker- und Konditormeister, der alles backte, was aus Teig und eßbar war. Als er jung angefangen hatte, explodierte aus unerfindlichen Gründen in seiner Backstube der noch neue große Bäckerbackofen. Das war natürlich sehr schlimm, aber für die Mauenheimers bedeutete dieses Unglück eine echte Sensation. Bei Bäcker Voetz konnte man sogar schon Eis kaufen, damals eine Besonderheit! Als ich die Familie Voetz nach dem Krieg besuchte, hatte man sich schon mehr oder weniger auf den Verkauf von Lebensmitteln umgestellt, zumal die großen Geschäfte »Eintracht« und »Hoffnung« nun nicht mehr bestanden.

Als die »Neue« Guntherstraße ausgebaut wurde, lag in ihrer Mitte ein Künstleratelier mit großen gläsernen Scheiben. Es wurde von dem in späteren Jahren recht bekannt gewordenen Maler Erich Saalfeldt bewohnt, der auch fotografierte und mit Fotomodellen arbeitete. Der häufige Wechsel der jungen Damen, die ihn aufsuchten, war den Mauenheimern gar nicht geheuer. Saalfeldt selbst »machte auf Künstler«, er lief locker gewandt und mit buntem Schal um den Hals herum, verstand aber sein Metier. Die Häuser in diesem Teil der Guntherstraße waren schon nicht mehr bunt, sondern moderner, räumlich größer, hat-

ten von außen Rauputz, verfügten über eigene Badezimmer und besaßen auf der Rückfront zum Garten jeweils eine Glasveranda.

Eine lange Häuserzeile bildete auch die Etzelstraße, die an der Eisenbahnstrecke Köln-Neuss-Berlin entlangführte. An das Rattern der Züge und das Pfeifen der Dampflokotiven hatten sich die Siedler schnell gewöhnt, und für uns Kinder war es herrlich, den schnellen, oben auf dem Bahndamm vorbeibrausenden Zügen nachzuwinken.

Die Häuser der Etzelstraße waren bedeutend kleiner und wurden vornehmlich von Bahnarbeitern und Hilfskräften bewohnt. Viele von ihnen beackerten in Richtung Longerich, wo heute die Hochhäuser stehen, ihre Schrebergärten. Die Familien waren meist sehr kinderreich. Eine Familie mit mindestens acht Kindern aller Altersstufen kannte ich genauer. Dort liefen zusätzlich das Hausschwein, etliche Hühner und ein Hund durch Hof, Küche und Gärtchen. Als Kind fand ich das ganz herrlich. Dabei sollte ich eigentlich mit »denne Pänz« gar nicht spielen, was ich aber dennoch mit Vorliebe tat, bekam ich doch von der Mama oft ein echtes »Kruckbrut« (Schwarzbrut ohne Butter dick mit Rübenkraut bestrichen), was es bei uns zu Hause überhaupt nicht gab.

In der Nibelungenstraße wurde auch die damals als vorbildlich geltende Volksschule Köln-Mauenheim erbaut. Auf einer Seite waren die evangelischen, auf der anderen die katholischen Schülerklassen untergebracht. Dazwischen lag ein großer heller Schulhof. Die Schule hatte helle Räume mit zu der Zeit modernster Einrichtung.

C. Roemke & Cie. Buch- und Kunsthandlung

Bernd Päßgen,
Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln.
Kölner Forschungen Band 5;
3 Bände mit vielen Abbildungen und ausführlichem
Register, Lein. geb., 1993, Lexikonformat **DM 298,-**
Archäologische Dokumentation und ihre Interpretation
über eine markante Totenstadt der Römer und Merowinger im
Süden Kölns unter der alten Stiftskirche.



Helene Rahms, Auf dünnem Eis.
Eine Kindheit im Köln der Weimarer Republik.
Ein lebendig geschriebenes Zeitdokument mit Erinnerungen
für alle, die sie erlebt haben. 239 Seiten, 1993. **DM 34,-**

Informiert reisen –
mit Tips für Ausflüge in die Umgebung Kölns:

Cay Rademacher, Köln.
Vergangenheit und Gegenwart für Kölner und Imis
in vielen Bildern.
286 Seiten, kart., 1993 **DM 39,80**

50667 Köln, Apostelnstraße 7
Tel. (02 21) 2 57 37 17 + 18



Häuserzeile Etzelstraße, volkstümlich Bahnweg genannt

Vorbildlich war aber auch die große Turnhalle, die den stolzen Namen Aula beanspruchte. Sie war ausgestattet mit modernsten Turngeräten, Barren, sogenannten Pferden aus Leder, Turnringen, die von der Decke herabhingen, Sprossenlängleitern usw. Diese Turnhalle wurde von beiden Konfessionen als Allzweckhalle genutzt.

Während die Katholiken von Anfang an eine Notkirche hatten, ehe die schöne Kirche St. Quirinus erbaut wurde, besaßen die evangelischen Mauenerheimer lediglich ein nicht sehr großes Gemeindezentrum in der neuen Kempener Straße. Wollte man zum Sonntagsgottesdienst nicht in den stets überfüllten Betsaal gehen, sondern in eine richtige Kirche mit Orgel und Kanzel, so mußte man nach Nippes marschieren, immerhin eine halbe Wegstunde zu Fuß.

Die evangelischen geistlichen Herren waren in den zwanziger Jahren Pfarrer Encke, der spätere langjährige Stadtsuperintendent, und Pfarrer Gess, der auch meinen Bruder und mich als Konfirmanden betreute und in Nippes einsegnete.

An Weihnachten fanden die üblichen Krippenspiele der Schulen in der Aula statt, die dann mit Lorbeer- und Tannenbäumen festlich geschmückt wurde. Auch der weihnachtliche Festgottesdienst wurde in der Aula abgehalten, damit die Mauenerheimer bei zu dieser Zeit oft üblichem Eis und Schnee nicht so weit laufen mußten.

Der langjährige Pfarrherr der katholischen Gemeinde, fast eine Institution in Mauenheim, war der von allen geschätzte Pfarrer Schreiber, der sich wirklich nach allen Richtungen engagierte und auch ein Büchlein über das alte Mauenheim geschrieben hat, das ich leider nicht besitze.

Von der Stadt aus erreichte man Mauenheim mit der Straßenbahnlinie 15. Sie endete in einer Schleife am Nordfriedhof und

fuhr zurück nach Köln-Sülz. Man hatte somit, da sie auch durch die Innenstadt fuhr, eine gute Stadtverbindung. Für 15 Pfennige gelangte man zum damaligen Deutschen Ring (heute Ebertplatz und Theodor-Heuss-Ring). Ansonsten kostete ein Straßenbahnfahrtschein ganze 25 Pfennige. Eine Schülerwochenkarte bekam man für 70 Pfennige und eine solche mit Umsteigerecht für 1,25 Reichsmark, auch noch als Lehrling. Das waren noch Zeiten! Beim Bäcker gab es drei oder sogar vier handgebackene knusprige Brötchen für 10 Pfennige.

Von der Nibelungenstraße führten mehrere Seitenstraßen, z. B. der Utehof, bis hin zum Kriemhildplatz. Hier hatte man auf eine der ihn umgebenden kleinen Mauern und das dazugehörige Podest einen in Stein gehauenen Drachen gesetzt, alldieweil ja Siegfried in Drachenblut gebadet hat. Dieser Drache, der einer schwangeren Eidechse ähnlich sah, hat den Krieg überdauert. Ich konnte meine Kinder auf ihn setzen, wenn wir unsere Freunde am Kriemhildplatz besuchten.

Der Brunhildplatz, weiter oben an der Kempener Straße mit Richtung zur Schmiedegasse gelegen, bekam eine künstlerisch sehr schöne Schale, die in Bronze gegossen den Nibelungenschatz zeigte. Nach dem Krieg war sie verschwunden, der Brunhildplatz war auch stark zerbombt, und es ist nicht bekannt, ob diese Bronzschale eingeschmolzen oder sogar geklaut worden ist.

Bekannt in Mauenheim waren außer dem katholischen Pfarrherrn Schreiber vor allem der damals alleinige Allgemeinarzt Dr. Hartung, wohnhaft Ecke Nibelungen- und Kempener Straße, Schulrektor Thiele im Haus gegenüber, Schulrektor Vordemfelde mit Sohn Dr. Vordemfelde, der viele Jahre die Mauenerheimer CVJM-Jugend vorbildlich betreute, Major Sieg und andere. Wil-



Häuserzeilen Guntherstraße Höhe Dankwartweg

helm Schumacher hatte die Ehre, bei der alljährlichen Fronleichnamsprozession zusammen mit anderen den Baldachin zu tragen, unter dem Pfarrer Schreiber die Monstranz durch Mauenheim's Straßen trug. Auf den verschiedenen Plätzen, umgeben von blumengeschmückten Hausaltären mit Heiligenbildern und -figuren sowie brennenden Kerzen, wurde dann Halt gemacht und der Segen an alle ausgeteilt, verbunden mit dem Duft von Weihrauch und Kerzen, frommen Liedern und laut gebeteten Litanen, was mich als Kind immer sehr faszinierte, so daß ich es bedauerte, nicht auch katholisch zu sein und nicht als »Führengelchen« im weißen Kleid mit weißem Kränzchen im Haar und einer kleinen weißen Fahne, auf der seidene Lämmchen gestickt waren, in einer dieser Pfarrprozessionen mitgehen zu dürfen.

Es war schön, in Mauenheim zu wohnen, und ich kann trotz aller Bescheidenheit der Lebensumstände auf eine glückliche Jugend zurückblicken.

Es hat aber für manche Mauenheimer Siedler auch sehr schlimme und schwere Zeiten gegeben.

Die Siedler hatten zum größten Teil ihre Häuser vor der Inflation mit ersparter Goldmark angezahlt, um dann die restlichen Amortisationen möglichst niedrig zu halten. Die Mieten wurden in barem Geld monatlich bei der Geschäftsstelle der GAG eingezahlt und in einem Mietbuch quittiert, was der damalige erste Geschäftsführer besorgte. Unter irgendeinem Vorwand hat dieser es damals erreicht, daß gutgläubige Siedler ihm ihre Mietbücher »zum sicheren Verwahr« übergaben. Eines schönen Tages war dieser Mensch dann mit Familie samt Mietbüchern und eingekassierten Mietgeldern bei Nacht und Nebel verschwunden. Später hieß es, er sei nach Amerika ausgewandert. Die geprellten Siedler hatten demnach keine schriftlichen Belege über bisher geleistete Zahlungen mehr in Händen und mußten nach einer Revision und nachfolgenden langen Verhandlungen ihre Häuser noch einmal abbezahlen. Einige Mauenheimer taten sich zusammen und führten über Jahre sich erstreckende Prozesse, die aber außer hohen Rechtsanwalts- und Gerichtskosten keine Ergebnisse brachten. Ein Schneidermeister, Vater etlicher Kinder, hat sich damals aus Verzweiflung das Leben genommen; was aus seiner Familie geworden ist, weiß ich nicht. Auch meine Eltern, die ihr Haus zu zwei Dritteln bezahlt hatten, gehörten zu den Geschädigten.

Dann kam die Zeit der großen Arbeitslosigkeit. Durch die Brüning'schen Notverordnungen wurden speziell die Beamten und städtischen Behördenangestellten getroffen. Mein Vater, obwohl langjähriger Reichseisenbahnbeamter, wurde als noch nicht Sechzigjähriger vorzeitig pensioniert. Unser Leben gestaltete sich danach äußerst bescheiden. Für mich persönlich war es

Projekt Nr. 07168/Sudan



Tradition hat Zukunft

Der Sudan ist das größte Land Afrikas. Seit Ausbruch des Bürgerkrieges 1983 sind Hunderttausende aus dem Süden und Westen des Landes in die Hauptstadt Khartoum geflohen. Dort leben sie in Flüchtlingslagern am Rande der Stadt, ohne Ausbildungs- und Erwerbsmöglichkeit, ohne Zukunft.

BROT FÜR DIE WELT unterstützt Projekte von Frauen, die sich in Selbsthilfegruppen zusammengenommen haben, um ihr Leben im Lager aktiv in die Hand zu nehmen. Sie haben sich überlegt, welche Produkte sie vermarkten könnten, was sie an zusätzlichen Kenntnissen dazu brauchen, und welche Hilfe von außen sie noch benötigen.

Danke für Ihre Spende!

Die Frauen haben sich Dinge vorgenommen, die in ihrer Heimat im Südsudan Tradition haben oder die sie dort fortführen können, wenn sie einmal zurückkehren. Zum Beispiel planen sie die Herstellung von Seife, Parfüm und Nahrungsmitteln, Batikarbeiten,

Körben und Lederwaren. Sie weben und nähen. Das Anlegen von Hausgärten mit traditionellem Gemüse und Obst, Mutter- und Kind- und Erste-Hilfe-Programme, Fortbildung für Hebammen, der Aufbau eines Kindergartens und Alphabetisierungskurse stehen außerdem auf dem Programm.

BROT FÜR DIE WELT möchte sich daran beteiligen, daß die Lebensgrundlagen der Frauen nicht nur in den Lagern gesichert werden und ihnen so ein Leben in Würde und Selbstbestimmung ermöglicht wird.

Danke für das Stück Hoffnung!

DEN ARMEN GERECHTIGKEIT

Brot für die Welt

Postgira Köln 500500500
Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart

besonders schlimm. Ich besuchte die Mittlere Mädchenschule in Köln-Nippes in der Simon-Meister-Straße, war äußerst lernbegeistert und eine gute Schülerin. Mein Ziel war, mit der sogenannten Mittleren Reife Auslandskorrespondentin zu werden, damals ein Traumberuf. Jetzt konnten meine Eltern kein Schulgeld mehr bezahlen, geschweige denn die Kosten für Lehrbücher etc. aufbringen, so daß ich ohne Schulabschluß und Zeugnis die Schule verlassen mußte.

Dazu wurde die politische Lage in den beginnenden dreißiger Jahren immer bedrohlicher. Es gab zahlreiche Parteien, und es entwickelten sich gegenseitige Machtkämpfe zwischen Kommunisten, Sozialdemokraten und den ständig an Zahl zunehmenden Nationalsozialisten. Auch in Mauenheim kam es zu Ausschreitungen und Schlägereien mit blutigen Köpfen.

Vor Kriegsbeginn erhielt Mauenheim auch eine Kompanie Soldaten ostpreußischer Herkunft zur Einquartierung. So erlebten wir nun allmorgendlich zu frühen Stunden Appelle auf dem Nibelungenplatz. Alle Mauenheimer, die ein Zimmer freimachen konnten, mußten einen Soldaten bei sich aufnehmen.

Mauenheim hatte sich aber auch stark vergrößert. So war der »Grüne Hof« entstanden, eine Wohnanlage inmitten heute noch hübscher Grünanlagen. Die Häuser dort hatten Balkone mit Blumenkästen, für die Kinder gab es Spielplätze.

Ferner bekamen wir ein modernes Kino an der Friedrich-Karl-Straße, die »Merheimer Lichtspiele«, kurz MERLI genannt. Der heutige Vorort Weidenpesch hieß ja damals noch Merheim linksrheinisch, aber daß es daneben Merheim rechtsrheinisch gab, führte zu ständigen Verwechslungen. Entlang des alten Nordfriedhofs führt noch heute die Merheimer Straße.

Am 6. Mai 1941, also schon während des Zweiten Weltkrieges, heiratete ich den Filmkameramann der UFA/Berlin Gerhard Steinborn und zog in meinen Wunsch-Vorort Köln-Lindenthal, wo wir Ende 1944 durch Bomben alles verloren.

Mein Mauenheimer Elternhaus blieb, wenn auch stark beschädigt, stehen. Die Eltern bewohnten es nach der Rückkehr aus der Evakuierung noch bis 1956.

Immer, wenn ich mit meiner Familie nach dem Krieg in Köln etwas zu erledigen hatte, besuchten wir die Eltern in Mauenheim, und immer waren es glückliche Stunden. Die Eltern winkten uns beim Abschied nach, bis wir in der Nibelungenstraße nicht mehr zu sehen waren, und immer mußte ich ein wenig weinen. Mauenheim war und blieb meine Heimat!

Die Eltern starben dann beide innerhalb von zwei Wochen im Februar und März 1956 und ruhen auf dem Neuen Friedhof. Das Haus habe ich unsern Nachbarn, der Familie des Malermeisters

Schulte, 1966 verkauft. Die Ära Mauenheim war für mich vorüber.

Ich habe gern in Mauenheim gelebt, und heute noch, wenn ich an Allerheiligen vom Nordfriedhof aus durch Mauenheim wandere, erinnere ich mich an eine glückliche Jugendzeit.

Hildegard Steinborn

E Jedeech, wie et em Boch steit (12)

Köln

Vom Himmel fiel des Kriegs verzehrend Feuer
Und brannte leer der volkbewegten Gassen
Altgraue, giebelfrohe Häusermassen;
Kraut überspannt und rankt um wüst Gemäuer.

Der Kirchen Wunderruhm, den Herzen teuer,
Ist nackter Stein, zerfallen und verlassen;
Und was die wunden Blicke stumm umfassen,
Unseliger Tod, Verhängnis ungeheuer.

Nicht aber stirbt der Geist der Stadt, der
schweigend
Die Luft durchdringt, uraltem Grund
entsteigend,

In unzerstörter Kraft sich groß entfaltet.

Der Boden spricht mit unhörbarem Munde,
Vom Rhein her strömt mehrtausendjähr'ge
Kunde:

Verwandelt LEBT, was neu der Geist gestaltet.

Detmar Heinrich Sarnetzki

Der Verfasser dieses Gedichts war am 26. November 1878 in Bremen geboren, aber in jungen Lebensjahren ins Rheinland gekommen. 1901 wurde er Mitarbeiter der »Kölnischen Zeitung« und trat danach als Autor und Herausgeber vielfach in Erscheinung. Nach dem letzten Weltkrieg schrieb er für die »Kölnische Rundschau«. Er starb am 29. August 1961 in Hohenlind. – Zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag erschienen 1953 seine »Kölner Elegien« in Buchform, formstrenge Gedichte der Trauer über die Zerstörung Kölns und der Hoffnung auf seine Wiederauferstehung aus dem Geist. In den Zusammenhang dieser Dichtung gehört auch das hier wiederabgedruckte Sonett, das in »Jung-Köln« 1951/52, S. 236, veröffentlicht ist.

HAH



Kreiten

METALLBILDHAUER

Vielfältige Geschenkideen für Köln-Interessierte

Tobias Kreiten

50739 Köln Julio-Goslar-Straße 2 Tel.: 0221/1701136 Fax: 0221/176961

Stichwort »Dat kennen ich doch!?!«

Achte Folge unserer »Alt-Köln«-Preisauflage

Es gibt einen harten Kern unter den Lösern unserer neuen Preisauflage. Man wundert sich immer, wenn einmal einer von ihnen fehlt, man freut sich, wenn einer dazukommt, und man fragt sich, warum mancher, dem man es zutrauen würde, offenbar nie die richtige Antwort findet. Diesmal haben uns 23 Zusendungen erreicht. Die Preise fielen an Gertrud Nagelschmidt (»Zwischen Weihrauch und Schwefel« von Oscar Herbert Pfeiffer), Elisabeth Koep (»E löstig kölsch Klieblatt«) und Maria Beschow (»Kölner Originale« von Reinold Louis). Auch erfolgreich waren Heinrich Bergs, Toni Buhz, Jupp Casel, Gertrud Felten, Werner Huschens, Walter Jagdmann, Klaus Dieter Kaul, Otto Kienle, Hermine Kroeber, Irmgard Kürten, Theodor Lohn, Dieter Lorenz, Karl Lorenz, Heinz Meichsner, Margret Oberle, Karin Pettenberg, Lieselotte Pohl, Hans Werner Schulz, Mathilde Voß und Wilhelm Weisweiler. Die Zeilen »Dä Grosche wor jet vill för dich, hee sin fünf Penning widder« sind der Schluß des Gedichts »Der leeve Gott« von Peter Faßbender. Erstmals veröffentlicht wurde es 1922 in der von Josef Bayer herausgegebenen Zeitschrift »Kölsch Levve«. Wilhelm Schneider-Clauß hat es 1923 in die zweite Auflage seines »Kölnischen Vortragsbuchs« übernommen, zusammen mit zwei anderen Gedichten von Peter Faßbender, die alle drei in der ersten Auflage von 1920 noch fehlten, genau wie drei Gedichte von Fritz Hönig. Für diese sechs »Zugaben« hat Schneider-Clauß je ein Gedicht von Paul Pohl, Wilhelm Hennekens und Bernhard Krings ausgelassen. Alle diese Unterschiede sind in unserer Neu-Ausgabe des »Kölnischen Vortragsbuchs« von 1989 angemerkt, nur bei Peter Faßbender fehlt leider der betreffende Hinweis. Der kann also jetzt nachgetragen werden.

Unsere neue Aufgabe lautet: Nennen Sie den Verfasser und den Anfang (!) des (bekannt)en Verstextes mit dem Schluß:

»Un laht sich en et Bett«.

Einsendungen sind auf einer Postkarte bis zum 15. Februar 1994 (der Poststempel entscheidet!) zu richten an unseren Schriftführer Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Unter den richtigen Einsendungen werden wieder drei Buchpreise ausgelost: »Die Hexe« von Wolfgang Lohmeyer (ein Katharina-Henot-Roman), »Der kölsche Struwelpitter« von Heinz Heger und wieder »Kölner Originale« von Reinold Louis.

Woröm hä iggelich wor

»Frau, do röfs mich jo ald widder,
Jetz stürs do tatsächlich mich.
Ich han ald em Liev der Zidder,
Et es wirklich ärjerlich.

Jlich jon ich de Brütcher holle,
Hangen och de Wäsch dann op.
Ävver jetz loß mich jewäde,
Föhlen mich ald wie beklopp.

Secher maachen ich de Trapp noch,
Kaufen och om Maat noch en.
Jünn mer jetz e paar Minüttcher,
E Röttsel well jelüs eesch sin.

He frög mer ens nit noh Diere,
Noh nem Künning, noh nem Land,
Noh Jedenkdäg, die mer fiere.
Nä, he frög mer, ov bekannt

Es dä Deechter un dat Rümche,
Wovun mer bloß zwei Zeile han.
Komm, leev Frau, hald mer e Dümche,
Dat ich et errode kann.«

Toni Buhz

Diese Verse schickte unser Mitglied Toni Buhz zusammen mit der Lösung der Preisauflage »Dat kennen ich doch!?!« Sicherheits halber betonte er, daß es sich um ein Produkt dichterischer Freiheit handelt: »Su jeit et zwor nit bei uns zo, ävver et Dümchehalde hät jeholfe.«

Der leeve Gott

Der Herrgott eß ne gode Mann,
Dat muß ich wirklich sage.
Hö't nor ens, wat erläv ich han
Jitz en de letzte Dage.

Do gon ich en en Kirch eren,
Weil ich hatt su Verlange,
Un grad, wie ich do drennen ben,
En Meß hät angefangen.

Ich stell' mich en e Höttchen¹⁾ hin,
Wo mich kunnt keiner störe;
Ob der Altar do kunnt ich sinn
Un och de Urgel höre.

Der Offermann²⁾ ganz hösösch jitz kom
Un dat mem Teller winke;
Ich sohch bei däm papeere Krom³⁾
Och mänche Nickel blinke.

Ich taasten en de Weßtetäsch,
Om och jet drobzoläge;
Wie ich om Teller no sinn räch,
Hatt ich ne Grosche kräge.

Dat wor jet vill för en der Woch,
De Hell'ge däte laache, –
No jo, der Herrgott soll sich och
Ne goden Dag ens maache.

Wie wider ob de Stroß ich kom,
Sinn ich vun fäns jet blinke;
Ich no tireck der Schrett drob nohm:
Wat weed deer do dann winke?

Et Geld fingk hück mer ob dem Wäg,
Et muß nor einem glöcke;
Ich kom och grad zor Zick noch räch
Un dat mich donoh böcke.

Do hör ich, wie der Herrgott sprich –
Hä sohch ob mich hernider –:
»Dä Grosche wor jet vill för dich,
Hee sin fünf Penning wider.«

Peter Faßbender⁴⁾

1) Eckchen. 2) Küster, der die Kollekte durchführt (*jeit me'm Teller rund*). 3) Papiergeld. 4) Geboren am 17. Oktober 1859 in Köln, Komödienstraße 93, als Sohn eines Schneidermeisters, von Beruf Friseur; von ihm sind aus den Jahren 1917–1922 knapp zwei Dutzend kölsche Gedichte bekannt; gestorben am 1. Januar 1922.

Bildnachweis: S. 1 und S. 40 rechts: Privat; S. 5 (2): Kreuzbrüderkloster Liebfrauenthal zu Ehrenstein; S. 15, S. 20 und S. 35: aus dem besprochenen Buch über Mauenheim (S. 50, S. 124, S. 152, S. 62); S. 29: aus dem besprochenen Buch »Kölner Norden« (S. 4); S. 31: aus dem besprochenen Buch »Schäl Sick« (S. 10); S. 32: aus dem besprochenen Buch von Ilse Prass (Einband-Rückseite); S. 34: Rosmarie Schwerzel; S. 37, S. 38 und S. 39: aus dem besprochenen Buch von Gerhard Wilczek (S. 196, S. 41, S. 266); S. 40 links: aus dem besprochenen Buch über Stammheim (S. 47); S. 42: aus dem besprochenen Buch über Sürth (S. 60); S. 43: aus dem besprochenen Buch über Brück (Einband-Vorderseite).

Druckauflage dieses Heftes: 2000. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Reproduktion sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt.

Gedanken – Splitter und Balken

Aphorismen von Oscar Herbert Pfeiffer

Wenn die Fähigkeit, sich freuen zu können, abnimmt, wird es Zeit, beim Sargmacher anzuklopfen.

Es ist leichter, mit wenig Geld auszukommen, als mit vielen Leuten.

Wir haben öfter Grund, Menschen wegen ihres Charakters zu bedauern, als wegen ihres Besitzes zu beneiden.

In unsern Gedanken sind wir ehrlicher als in unserm Handeln.

Es gibt kein Glück von Dauer. Wenn das Glück dir die Hand reicht, dann nur, um sie wieder loszulassen. Das Leid aber hakt sich bei dir ein und geht mit dir.

Die meisten Menschen finden eher die rechten Worte, um etwas verkaufen zu wollen, als um sich bedanken zu müssen.

Je urteilsfähiger man wird, desto vorurteilsfreier.

Wie fürchterlich, wenn es keine Nächte mehr gäbe. Wir hätten keinen Sternenhimmel mehr.

Die Zeit eilt, weilt, teilt und heilt. Man muß der Zeit nur Zeit lassen.

Wer uns das Lachen geschenkt hat, hat uns eine Freude geschenkt. Wer uns das Weinen geschenkt hat, hat uns geholfen.

Wer lobt, zahlt mit Worten.

Denken muß man schon, weil man sonst nicht zurechtkommt. Aber mit NACHdenken sollte man vorsichtig sein; man kann da leicht zu weit gehen.

Beim Spiel entscheiden die Fehler. Wenn du Glück hast, macht sie der andere.

Der Monat der Miete geht schneller herum als der Monat des Gehalts.

Man duzt sich nach zwei Flaschen Wein, nach sieben Jahren oder überhaupt nie.

Verantwortung ist der Mut, auch etwas falsch zu machen.

Mit wie warmem Herzen man etwas gegeben hat, so warmen Dank erwartet man zurück. Im kalten Dank erstarren die Hände.

Hellige em Krieler Dom

Ein fast vergessenes »Verzällche us der Kinderzick« von Suitbert Heimbach

Die hier wiederabgedruckte Erzählung ist zum ersten Mal am 28. Oktober 1966 in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln« veröffentlicht worden. In Buchform ist sie, soweit ich weiß, nie erschienen. Suitbert Heimbach, am 10. November 1894 in Kriel geboren, war einer der Lehrer unter den Kölner Mundartautoren. Der Heimatverein Alt-Köln widmete ihm 1961 das Buch »Et wor ens...« als Band 36 der »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart«. Heimbach starb, nach dem Tod von Frau und Tochter vereinsamt, am 27. Mai 1969. In seinen Texten ist er immer dann am stärksten, wenn er aus seiner Kinderzeit und aus seinem konkreten Lebensraum erzählt. Das ist hier der Fall.

HAH

Hellige em Krieler Dom

»Paß jet op, dat sin Hellige«, säht unse Altgesell¹⁾. »Maach om Kirchhoff²⁾ en Kul un schött se drenn; he können se jo schleëlich nit blieve.« Met dä »Hellige« woren en Deil Knoche gemeint, die zum Vörsching kome, wie em Krieler Dom bei ner Renoveerung³⁾ dä Altar versatz wood. Mie Vatter⁴⁾ hatt die Arbeit üvverdrage kräg, un ich darf helfe. Wenn ich meer en minger kindliche Enfalt Hellige och ganz andersch vorgestallt hatt, su met rude Backe, nem fründliche Laache em Geseech, met golde Kleider un all däm, wat söns zo nem richtige Hellige gehöt, wor et meer doch jet gruselig, weil ich Hellige su noh bei meer hatt, andersicks wor ich ävver och enttäusch, Hellige en su nem Zostand zo sinn. Ävver dä Altgesell hatt gesaht, et wöre Hellige, un dä moot et jo wesse. Om mich selvs ze trüüste, daach ich: »Su sinn se secher nor op der Äd us; wenn se em Himmel su wöre, künnten se jo üvverhaup nit flege.« Ich hann dann om Kirchhoff en schön Plaaz gesook, wo ich se begrave wollt, un dann links nevve däm Grav vun nem Pastor, dä genau wie ich »Suitbert« heesch, e Loch gegrave. Bevör ich se en die Kul kippte, straut ich jet⁵⁾ Blömcher, die he jo dausendfach weld eröm wahße däte, drenn. Et wor meer alles jet unheimelig zo Mot, un ich fung et nohher selvs jet ungeböhrlich, dat ich die hellige Knoche einfach nor su drenn geschott un nit einzel drenn gelaht hatt, ävver doran war jo nix mih ze ändere. Dä Altgesell kom ens lore un meint: »Dun se noch nit zoschödde, mer wellen se eesch däm Meister zeige, velleich hät dä jet andersch met inne vör.« Dä Meister wor mie Vatter. Ich woss nit, wat dä dann andersch hätt vörhan könne; denn mer hätt se hächstens däm ale

Reuter us d'r Krieler Stroß, dä jo met Knoche un Lumpe handele dät⁶⁾, verkloppe könne, ävver wie ich mie Vatter kannt, hätt dä nie zogegevv, dat Hellige verklopp wöödte, ganz dovun avgesinn, dat se jo och ze alt un drüch wore.

Wie dä Vatter dann gäge Meddag kom, ben ich im entgägege-laufe un han im ald, bevör hä bei uns wor, opgeräg zogerofe: »Papa, mer han Hellige gefunge! Se ligen om Kirchhoff en ner Kul!« Mie Vatter kräg eesch keine Verstand vun däm, wat ich im zoreef, un eesch wie dä Altgesell gesaht hatt, wat ze sage wor, un dä Vatter die Knoche gesinn hatt, meint'e: »Mer hätt se am beste geloße, wo se wore, bes dä Här Pastor he gewäs wor, wer weiß, wat et domet op sich hät.« Unse domolige Pastor, Jakob van Gils⁷⁾, Gott trüs in en d'r Iwigkeit, muss wal an däm Dag jet Strick met de Hellige gehatt han – mänche Minsche vergesse jo ze leich, dat se, wann se et me'm Herrgott verdurve han, och däm sing ganze⁸⁾ Hellige am Hals han – wenigstens säht unse Gesell, dä mie Vatter bei in gescheck hatt, hä wör tireck schnüs-sig⁹⁾ un koot angebunge gewäs. Dobei sollt dä Gesell däm Pastor nor melde, wat vörefalle wor, un froge, wat mer dun sollte. »Laßt sie liegen, wo sie jetzt sind, und deckt Erde darüber«, dat wor alles, wat hä met op dä Wäg gov. Dobei hatt dä Gesell gemeint, bei su ner wichtige Saach hätt doch wenigstens för in e Glas Beer dran gehange. Mer süht, och Pastürsch han ald ens ehr schlemm Dag.

Wat noch ze sage wör, ess flöck gesaht. Ich han die Kul zoge-schöpp, die Äd bove ganz platt geklopp un e paar Blome met Woozele dran drop gesatz. Wie ich am andere Dag en d'r Schull verzallt, wat ich erläv hatt, han die andere mich all usgelaach, un wie et Büttgens Lena däm Kaplon Steffens säht, ich dät luuter Hellige verspote, han ich vun däm noch en saftige Ohrfich kräg. Mie Vatter hät im dann gesaht, wie sich die Saach richtig verheelt, do hät dä Kaplon meer en der nöchste Katechismusstund e Helligebildche gegevve.

Su lang mer do arbeide däte, ben ich off an mie Helligegrav gange un han die Blome och ald ens begosse. Ävver wie mer met der Arbeit fädig wore, kom ich seldener noh'm »Dom«, un su ess et met däm Grav gange, wie et met su vill Gräver geit: met d'r Zick kütt et Vergesse drüvver. Wenn et och nor Knoche wore, gläuwen ich hüek noch dran, dat et kein gewöhnliche Knoche wore, et wore Knoche vun »Hellige em Krieler Dom«.

Suitbert Heimbach

Neuheiten aus dem **MUSIKHAUS TONGER KÖLN**

Die **6. Kölsche Weihnacht** ist da!



CD: DM 29,90 MC: DM 19,90

17 Leedcher und 8 Verzeller in Kölner Mundart zur Advents- und Weihnachtszeit mit den Bläck Fööss, Paveiern, U. Werner-Fluß, G. Eilemann, M. Kampmann und erstmals dem Kölner Männer-Gesangverein, Kinder-Chören u.v.a.
Sprecher wie immer:
Josef Meinertzshagen



CD DM 24,90
MC DM 19,90

Die beliebte Kölsche

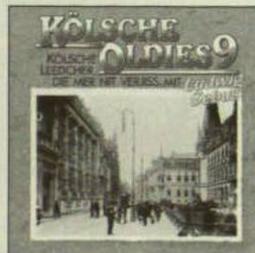
Mess gibt es endlich wieder auf CD und dazu NEU das Kölsche Te Deum ebenfalls von Werner Brock mit ähnlicher Instrumentierung.



Aus der Serie **KÖLSCHE OLDIES** die Nr. 8-10



Eine gelungene Zusammenstellung beliebter Lieder wie bei den Folgen Nr. 1-4



Ludwig Sebus singt Kölsche Ohrwürmer, die man nie vergißt.



Kurt Lauterbach, der schöne Mann vom Lande, stammelt seine witzigsten Sketche.

CD: DM 24,90
MC: DM 19,90

Beim Kauf von 7 MC's oder CD's bezahlen Sie den Preis für 6 Stück

Besuchen Sie uns. Neumarkt Stand Nr. 11, Alter Markt Stand Nr. 41

Produktion und Verkauf:

MUSIKHAUS TONGER KÖLN UND BONN

Köln - Am Hof 3+16
Tel. (02 21) 925 47 50

Siegburg, Holzgasse 4-20
Tel. (022 41) 6 89 89

EKZ Hürth-Park
Tel. (0 22 33) 7 25 29

Bonn, Oxfordstraße 17
Tel. (02 28) 63 95 94

EKZ Köln-Weiden
Tel. (022 34) 48 08 17

1) »der erste Geselle unter mehreren bei seinem Meister« (Wrede), der in dessen Abwesenheit die Leitung übernimmt. 2) der Friedhof rund um das Krieler Dömmchen. 3) vermutlich die Renovierung von 1904–1906. 4) Heimbachs Vater war Zimmerobermeister und wohnte in der Schlegelstraße. 5) »jet« kann im Kölschen auch vor Mehrzahlformen stehen (fehlt bei Wrede) und bedeutet dann »eine Anzahl«. 6) später Kohlenhandlung Reuter Ecke Krieler und Mommsenstraße. 7) Das Krieler Dömmchen gehörte seit 1887 zum Pfarrbezirk von St. Stephan in der Bachemer Straße; dort stand auch das Pfarrhaus. 8) »ganze« bei einer Mehrzahlform hier: in ihrer Ganzheit, insgesamt, alle. 9) unfreundlich, mürrisch.

Kölsche Wööt üvver Päd un Esel

Wer arbeit we e Päd, eß och des Hafers wäät. – Op ein Aug noh wor dat schäle Päd blingk. – Wann de Spetzbove sich zänke, hö't der ehrliche Mann, wo sie Päd geblevven eß. – Hofschmids Päd un Schohmächers Wiewer gon mihtens bärfößig. – Jung zo Päd, alt zo Foß. – Besser e blingk Päd als en leddige Halfter. – Wer sie Päd verkaufe well, hängk im en Deck öm. – En Krankheit kütt zo Päd un geit zo Foß. – Dat Päd eß met Strüh gefodert wode. – E geschlage Päd bliev immer scheu. – E Päd hät veer Bein un vertritt sich doch ald ens. – Met de Päd, de mer hät, muß mer fahre. – E wellig Päd soll mer nit schlon. – Mer muß sich kei krank Päd kaufe, se wäden et leidergotts vun selver. – Hä sitz om Päd un süht et nit. – Däm de Fraue sterve un ahl Päd got dun, dä kann rich wäde. – Dä sök dat Päd, worop hä rick. – Hä hält et Päd mem Stätz (Sinn: etwas am verkehrten Ende anfassen). – Vum Arbeide gon de beste Päd kapott. – Ein Aug deit vill an enem schääle Päd. – Mer nimmp keinem gonde Mann e Päd av. – Dä eß vum Päd op der Esel kumme.

Dä sich selvs zom Esel mäht, muß sich nit beklage,
Wann hä zo goderletz och Säck muß drage.

Der Esel kennt mer an de Ohre. – Einen Esel schängk der andere Groschimmel. – Dä eß bedröv we nen Esel, däm der Sack avfällt. – Drei Deil welle geschlage sin: de Klock, der Esel un ne fuule Knääch. – Dä eß zo domm, för mem Esel zo danze. – Besser der Esel drieve als selver der Sack drage. – Dä för nen Esel geborren eß, kütt nit op et Päd. – Der Driever un der Esel denke nit üvverein. – Dat soll mer keinem Esel en et Ohr schödden (Schlechtes Getränk). – Esel, böck dich oder stüß dich! – Mer kann wahl ne Esel an et Wasser zwinge, ävver nit, dat hä süff. – Och enen Esel kann sich rich erve. – Et eß besser Driever sin als Esel. – Nen Esel stüß sich nit zweimol an eine Stein. – Wann der Esel jet denk, dann denk der Driever sich och jet. – Dä zeet de

Familje we der Esel der Pädsmat. – Ich un der Esel un meer Zwei. – Der Esel denk un der Driever lenk. – Dat kanns Do nem Esel en et Ohr schrieve (Nutzlose Ratschläge). – Ne störrische Esel muß ene fermen Driever han.

aus »Alt-Köln-Kalender« 1914

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29–31, 50676 Köln · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e.V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Greven & Bechtold GmbH, Sigurd-Greven-Straße, 50354 Hürth · **Vertrieb:** Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98) · Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87) · Ein Bezugspreis wird für »Alt-Köln« nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

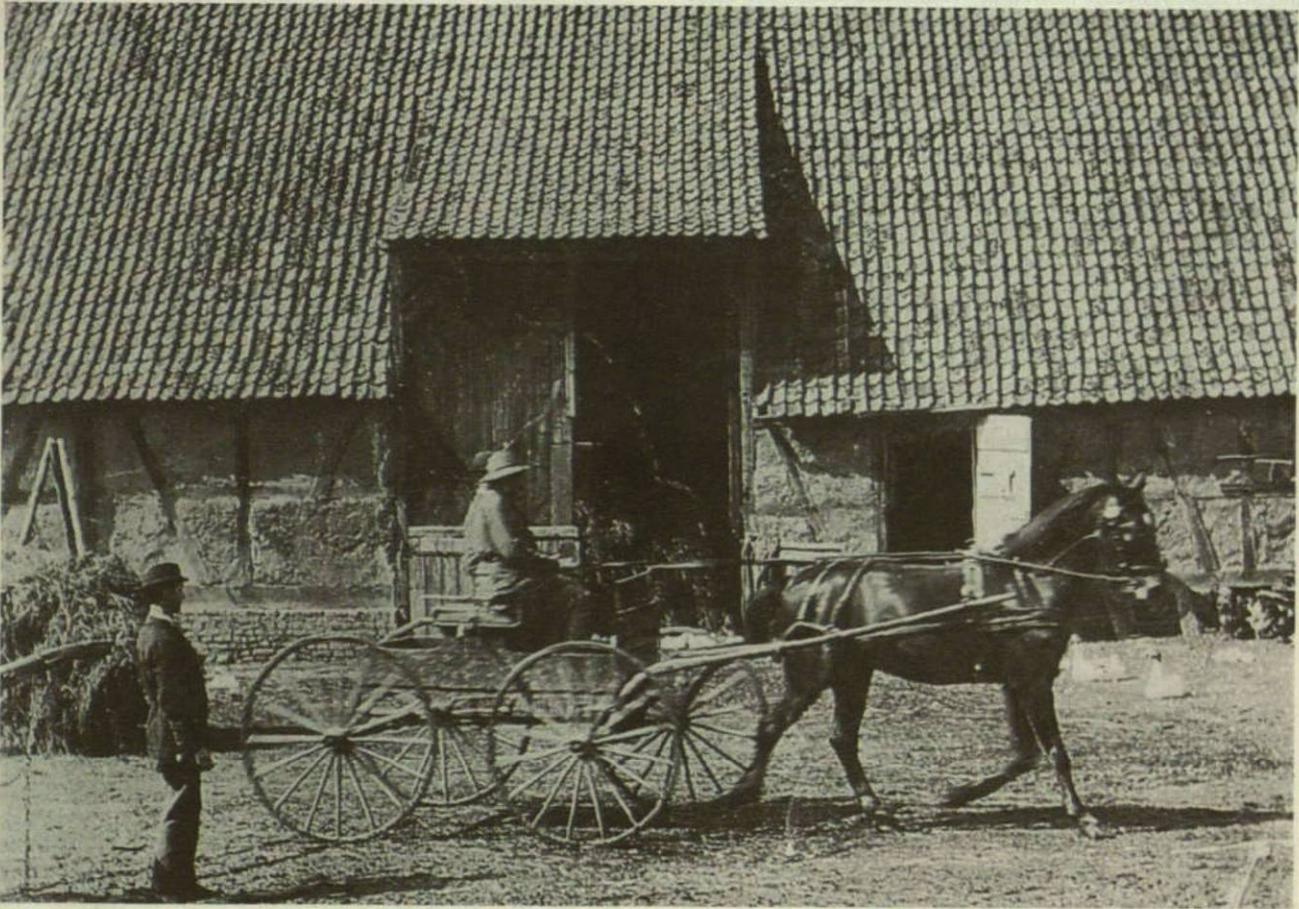
Das nördlichste Tortenstück des großen Köln-Kuchens

Der Kölner Wienand-Verlag eröffnet eine neue Buchreihe, die den »Kölner Stadtteilen« gewidmet sein soll, mit einem Buch, das, rot und großformatig, den »Kölner Norden« zum Thema hat. Auf der Rückseite des Schutzumschlags erfährt man, welche (dreizehn) Stadtteile gemeint sind: Auweiler, Blumenberg, Chorweiler, Esch, Fühligen, Langel, Merkenich, Pesch, Rheinkassel, Roggendorf/Thenhoven, Seeberg, Volkhoven/Weiler und Worringen. Leider sind die entsprechenden Angaben auf dem Stadtplanausschnitt, der gegenüber der Titelseite abgebildet ist (und partiell etwas unscharf wirkt), weniger genau: Dort fehlt Worringen ganz, und Thenhoven hat sich von Roggendorf ebenso verselbständigt wie Weiler von Volkhoven. Sicher ist, daß der Stadtbezirk Chorweiler den Rahmen bietet. Aber wohin gehören Feldkassel und Kasselberg, die doch auf der Karte zu sehen sind, und was vollends hat es mit Heimersdorf und Lindweiler auf sich? Amtlich jedenfalls umfaßt der »Kölner Norden« zwölf Stadtteile, indem einerseits Esch und Auweiler zusammengehören, andererseits Langel und Rheinkassel wie Kasselberg und Feldkassel als unselbständige Teile von Merkenich gelten, aber schließlich eben Heimersdorf und Lindweiler hinzukommen. Von alledem erfährt man auch im Text nichts.

Dieser Text, der das Buch eröffnet und für den vierzehn Seiten zur Verfügung stehen, die aber noch durch ein Dutzend schwarzweißer Illustrationen aufgelockert sind, stammt von Birgit Wilms, einer in Köln lebenden Publizistin, die bisher vorwiegend für den Rundfunk gearbeitet hat. Er zerfällt deutlich in zwei un

gleichwertige Hälften. In der ersten, bis Seite 12, will die Verfasserin einen Abriss der Geschichte des Kölner Nordens geben. Aber sie bewegt sich, wenn sie geschichtliche Tatsachen und Zusammenhänge darstellt, offenbar in wenig vertrautem Gelände. Das bezeugt schon ein Satz wie »Um 20 v.Chr. schließlich lebte der Volksstamm der Ubier in Köln, ab dem Jahre 50 in friedlicher Nachbarschaft mit den Römern« (S. 5). Denn das Einvernehmen zwischen Römern und Ubiern bestand bekanntlich bereits seit, um nicht zu sagen vor der Übersiedlung der Ubier von rechtsrheinischem auf linksrheinisches Gebiet, und diese Übersiedlung fand nach der wohlbegründeten herrschenden Meinung der Historiker schon im Jahre 38 v.Chr. statt. Die Vorstellung,

die Birgit Wilms von mittelalterlichen Stiften hat, ist unklar (S. 6), sonst könnte sie nicht Groß St. Martin, die Kirche einer Benediktinerabtei, unter den Stiftskirchen nennen (sie heißen hier zu allem Überfluß »Stifterkirchen«). Daß die politischen Auseinandersetzungen, in die im hohen und späten Mittelalter immer wieder auch die Stadt Köln eingriff, nicht als »Streit zwischen geistlichen und weltlichen Herrschern« oder als »Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und weltlicher Herrschaft« beschrieben werden können (S. 7), zeigt sich schon in der Schlacht von Worringen, in der der Kölner Erzbischof als Landesherr, also als weltlicher Herrscher, sehr wohl mit anderen weltlichen Herrschern verbündet war; Birgit Wilms weiß später ja auch,



Historische Momentaufnahme vom Fronhof in Esch (um 1890)

daß Erzbischof Ruprecht von der Pfalz 1474 ein Bündnis mit dem (sehr weltlichen) Herzog Karl dem Kühnen von Burgund schloß. Übrigens trifft es nicht zu, daß der Erzbischof nach der Niederlage von Worringen 1288 »das Kölner Stadtgebiet künftig meiden mußte« (S. 7); richtig wäre, daß er dort nicht mehr die Rechte eines Stadtherrn ausüben konnte, während er dagegen seine geistlichen Funktionen sehr wohl wahrnahm.

Glücklicherweise ist die zweite Hälfte des Textes erheblich besser. Birgit Wilms charakterisiert dort die einzelnen Orte des Kölner Nordens, den sie hier als »das nördlichste ›Tortenstück‹ des Köln-Kuchens« bezeichnet (S. 12), von Worringen über Roggen-dorf/Thenhoven, Langel und Rheinkassel, Merkenich und Füh-lingen, Esch, Auweiler und Pesch, Volkhoven/Weiler und Chor-weiler bis Seeberg und Blumenberg; am Schluß wird auch der künftige Stadtteil Kreuzberg erwähnt. Diese Orts-Porträts sind, sieht man einmal vom stiefmütterlich behandelten Langel ab, anschaulich und wohlgelesen, jedenfalls bezogen auf den knap-pen Raum. Man erfährt auch, daß Worringen, Feldkassel, Füh-lingen, Kasselberg, Langel, Merkenich, Rheinkassel, Roggen-dorf, Thenhoven und Weiler schon 1922 eingemeindet wurden (S. 10), Esch, Pesch und Auweiler erst 1975 (S. 11), während Seeberg und Chorweiler (dessen Name aus denen des Chor-buschs und der alten Ortschaft Weiler zusammengesetzt ist, S. 11) Neubildungen sind; Blumenberg ist in diesen Aufstellungen vergessen, Heimersdorf und Lindweiler fehlen ohnehin.

Die Akkuratess, die die Autorin (oder die im Impressum S. 72 genannte Redakteurin) im historischen Teil des Textes vermissen ließ, kennzeichnet jedenfalls die prägnanten Beischriften zu den von Sigrid Scheuss stammenden Farbbildern. Diese Bilder ma-chen den größeren Teil des Buches aus. Bei ihnen fällt auf, daß die Fotografin, wie es einer Lichtbildnerin wohl ziemt, das Spiel mit dem Licht besonders liebt. Das kommt dem Stimmungsgel-halt vor allem der Landschaftsaufnahmen zugute.

Die Entscheidung des Verlags, den Bänden dieser Reihe kein Li-teraturverzeichnis beizugeben, halte ich für bedauerlich. *HAH*
Sigrid Scheuss/Birgit Wilms, »Kölner Norden. Landschaften einer Stadt.« Wienand-Verlag, Köln, 1993, 72 Seiten mit rund 75 meist farbigen Abbildungen.

In modischem Gelb: die »Schäl Sick«

Der zweite Band in der neuen »Reihe Kölner Stadtteile« des Wienand-Verlags ist, gelb und großformatig, der »Schäl Sick« gewidmet. Im Klappentext des Schutzumschlags ist der An-spruch formuliert: Das Buch will »die erste Darstellung« sein,

»die das gesamte rechtsrheinische Köln beschreibt«. Auf der Rückseite des Schutzumschlags und auf dem der Titelseite ge-gegenüber abgebildeten Stadtplanausschnitt sind gleichlautend in alphabetischer Reihenfolge die dreiunddreißig Stadtteile der drei rechtsrheinischen Stadtbezirke Mülheim, Kalk und Porz unter Einschuß von Deutz aufgezählt: Brück, Buchforst, Buchheim, Dellbrück, Deutz, Dünwald, Eil, Elsdorf, Ensen, Flittard, Gremberghoven, Grengel, Höhenberg, Höhenhaus, Holweide, Humboldt-Gremberg, Kalk, Langel, Libur, Merheim, Mülheim, Neubrück, Ostheim, Poll, Porz-Mitte, Rath/Heumar, Stamm-heim, Urbach, Vingst, Wahn, Wahnheide, Westhoven und Zün-dorf. Aber im Bildteil dieses Buches erscheint mit Buchforst, Deutz, Dünwald, Eil, Flittard, Holweide, Kalk, Langel, Mer-heim, Mülheim, Porz-Mitte, Stammheim, Wahn und Zündorf nicht einmal die Hälfte von ihnen, wobei Deutz und Mülheim stark dominieren, und auch im Textteil stehen Deutz und Mül-heim ganz im Vordergrund, während Stadtteile wie Ostheim, Rath und Vingst nur anlässlich ihrer Eingemeindung erwähnt werden, Dellbrück und Porz, auch Dünwald und Flittard sicher zu kurz kommen und die alten Namen wie Schweinheim, Thurn und Wichheim leider ganz fehlen.

Aber wenn man von dem Buch eben nicht eine Beschreibung des gesamten rechtsrheinischen Köln erwartet, sondern das, was es mit 14 Seiten Textteil und 77 Seiten Bildteil billigerweise zu lei-sten imstande ist, dann fällt das Resümee ganz anders aus: Der Fotojournalist Manfred Linke, den der Verlag von den beiden Autoren an erster Stelle nennt, hat in seinen über achtzig farbi-gen Abbildungen eindrucksvolle und charakteristische Motive eingefangen, die man gerne auch ein zweites und drittes Mal an-schaut, und der in Deutz wohnende Publizist Michael Bengel reiht im einleitenden Textteil, der auch einige historische Abbil-dungen bietet, gutgelaunt, wohlinformiert und unterhaltsam Streiflichter aus Geschichte und Gegenwart mit dem Ziel, die rechtsrheinische Stadthälfte (von der man hier erfährt, daß sie mehr als vier Zehntel der Fläche Kölns umfaßt, S. 6) ins rechte Licht zu rücken.

Da ist die Rede von der Errichtung der ersten steinernen Kölner Rheinbrücke und des Kastells Deutz (Castrum Divitense) durch Kaiser Konstantin, von der Gründung der Benediktinerabtei in Deutz durch Erzbischof Heribert, von der jahrhundertelangen Aggressivität der Reichsstadt Köln gegen ihre rechtsrheinischen Nachbarn Deutz und Mülheim, von der größeren Toleranz im kurfürstlichen Deutz gegen die Juden und im bergischen Mül-heim gegen die Protestanten, von großen Kölnern, die rechts des Rheines geboren sind, wie August Bebel und Willi Ostermann, von der Zerstörung des historischen Deutzer Rheinpanoramas durch die Rheinisch-Märkische Eisenbahn im 19. Jahrhundert,

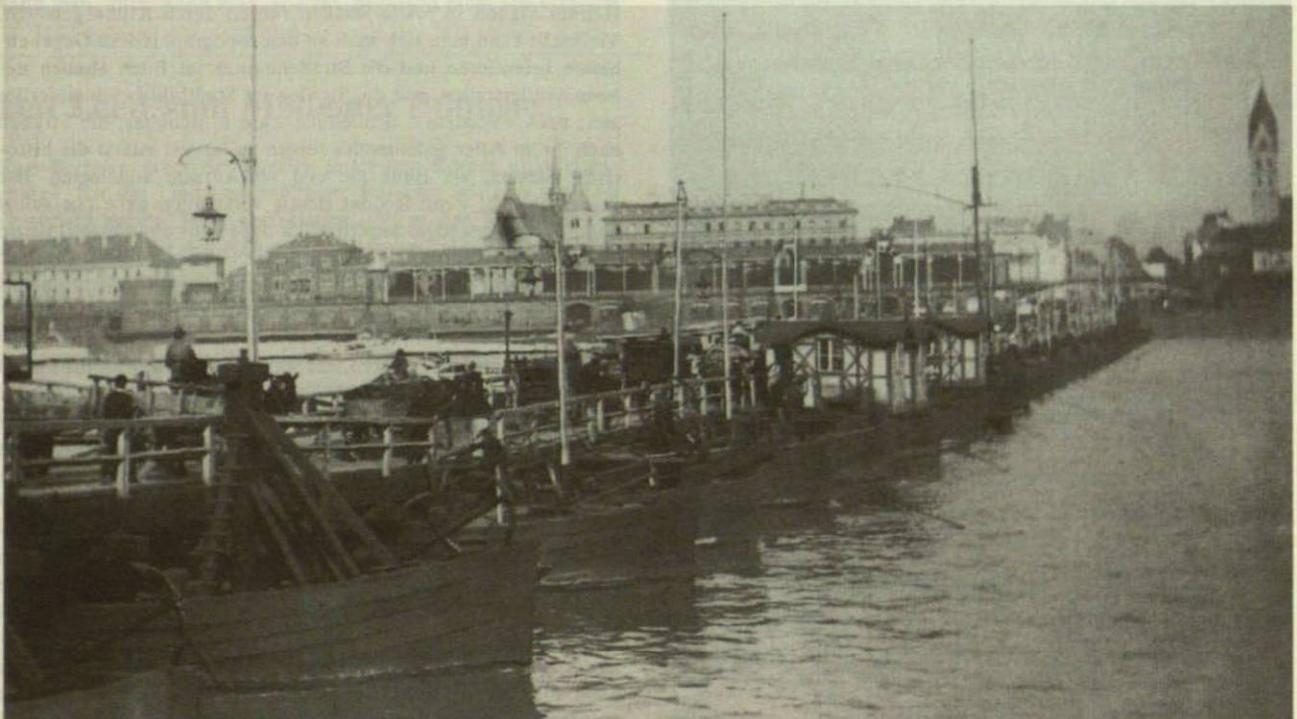
von den Eingemeindungen 1888, 1910 und 1914, auch vom Mauspfad und von den Poller Milchmädchen, von der Industrialisierung und den teilweise vorbildlichen Arbeitersiedlungen, aber auch vom neuen Restaurant »Oasis« und den Planungen der »Köln-Arena« in Deutz und (schön englisch!) des »Airport Business Parks« in Porz. – Die Bildlegenden, in denen die weithin beliebte Deutzer Gaststätte Lommerzheim sogar zweimal zu Ehren kommt, sind prägnant und informativ.

Treffend ist die Bemerkung Bengels, daß der Rhein erst seit 1888, also seit der Eingemeindung von Deutz und Poll, durch Köln fließt, während bis dahin Köln nur auf der linken Seite des Stromes lag, so daß der Rhein an der Stadt entlangfloß. Richtig ist auch, daß Bengel, nachdem er anfangs zur Entstehung der Bezeichnung »Schäl Sick« nach alter Tradition, wenn auch etwas skeptisch, wieder einmal auf die Scheuklappen der Treidelperle, aber auch auf die an der Mosel vorkommende Bezeichnung »Scheel Seit« für das zum Weinbau unbrauchbare Schattenufer hingewiesen hat (S. 6/7), abschließend feststellt: »Der

Rhein ist eine Grenze nur, solange man ihn dazu macht« (S. 18).

Ungern vermißt man auch in diesem Band die Literaturangaben. Da wäre doch manches zu nennen, auch manches, was für dieses Buch (aus gutem Grund) genutzt worden ist. Übrigens ist die Behauptung, bei der Eingemeindung von 1888 sei linksrheinisch »zwischen A wie Arnoldshöhe und Z wie Zollstock ein ganzes Alphabet von unabhängigen Gemeinwesen an Köln« gefallen (S. 5), irrig; Ehrenfeld war eine selbständige Stadt, aber die übrigen »Vororte« wurden aus Bürgermeistereien wie Efferen und Rondorf herausgelöst. – Die kölschen Zitate S. 15 und S. 16 könnten korrekter sein (die Mehrzahl von »Böötsche« heißt »Böötscher«), und in dem Text aus Carl Zuckmayers Schauspiel »Des Teufels General« S. 18 muß es statt »Graubünder Landknecht« richtig »Graubündner Landsknecht« heißen, wie man zum Beispiel auch in Heft 65 von »Alt-Köln« S. 14 nachschlagen kann.

Wie schnell auch Bilder veralten können! Der Messeturm zeigt auf den Abbildungen dieses Buches, auch auf der Vorderseite



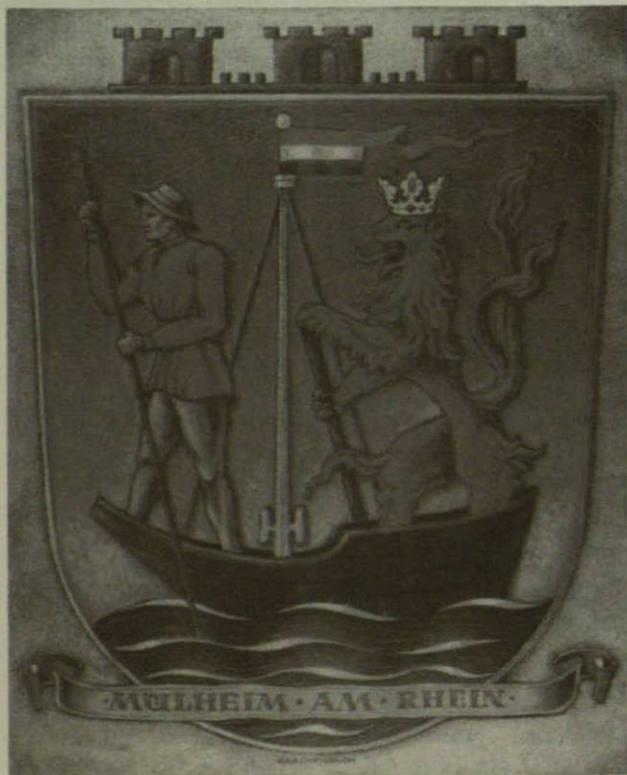
»Lor ens vun Kölle noh Düx«: Blick über die Schiffsbrücke von 1822 auf das Deutzer Ufer

des Schutzumschlags, noch die altgewohnte 4711-Reklame, die inzwischen schon der Vergangenheit angehört. *HAH*

Manfred Linke/Michael Bengel, »Schäl Sick. Das rechtsrheinische Köln.« Wienand-Verlag, Köln, 1993, 96 Seiten mit rund 100 meist farbigen Abbildungen.

Mülheims Geschichte in Straßennamen

Mülheim, im Jahre 1098 erstmals urkundlich bezeugt als »Mülenheim«, also als Wohnstätte an den Mühlen, die an der Mündung des Strunderbachs in den Rhein errichtet waren, gehörte, anfangs als kleineres Anhängsel des Pfarrdorfes Buchheim, aber dann dieses weit überholend, bis zur Franzosenzeit zum Herrschaftsbereich der Grafen und späteren Herzöge von Berg, erhielt 1322 von Graf Adolf VI. die Freiheitsrechte, besaß seit



91 - 32

1575 Wappen und Siegel, seit 1656 die Befugnis, dreimal jährlich Markt abzuhalten, und entwickelte sich nicht zuletzt dadurch, daß aus der Reichsstadt Köln ausgewiesene oder verdrängte Protestanten sich, unter Nutzung der seit 1609 im Bergischen Land geltenden Religionsfreiheit, hier niederließen, zu einem beachtlichen Zentrum von Handel und Industrie. 1815 fiel es mit dem ganzen Rheinland an Preußen und wurde Kreisstadt, 1856 erhielt es auf Initiative des königlichen Landrats Oscar Danzier die Stadtrechte, 1914 schließlich wurde es, gegen den Widerstand einer Mehrheit der Bevölkerung, nach Köln eingemeindet. Ein gesundes Selbstbewußtsein ist den Mülheimern bis heute geblieben. Für dieses Selbstbewußtsein zeugt auf seine Weise auch das Buch »Mülheim am Rhein«, in dem unser Vereinsmitglied Ilse Prass Wissenswertes über die Namen der Mülheimer Straßen zusammengetragen und das äußere Bild des alten Mülheim durch zahlreiche Illustrationen veranschaulicht hat.

Das einfachste und, wie ich meine, grundsätzlich beste Ordnungsprinzip für ein solches Buch ist es, die Straßennamen in alphabetischer Reihenfolge anzuordnen; so hat es zum Beispiel Helmut Signon in »Alle Straßen führen durch Köln« gemacht. Vielleicht kann man sich auch an den topographischen Gegebenheiten orientieren und die Straßennamen im Buch ähnlich nebeneinanderstellen, wie die Straßen im Stadtbild beieinanderliegen: nach »Veedeln«. Schließlich wäre es denkbar, die Straßen nach ihrem Alter aufeinander folgen zu lassen: zuerst die historisch ältesten, am Ende die erst vor kurzem angelegten. Ilse Prass hat sich, wenn ich das richtig verstanden habe (sie selbst äußert sich nirgendwo ausdrücklich dazu), für ein viertes Prinzip entschieden: Sie ordnet die Straßennamen so, daß die Lektüre der ihnen gewidmeten Kapitel von der frühesten Zeit Mülheims bis in die Gegenwart führt: vom Bergischen Ring bis zur Manforter Straße und zum Höhenhauser Ring. Verfasserin und Verlag rechnen also mit Lesern, die das Buch von vorne bis hinten als Mülheimer Geschichtsbuch lesen. Daher muß derjenige, der nur die Erklärung eines bestimmten Straßennamens sucht oder der im Kapitel über eine Straße eine andere erwähnt findet, den Umweg über das Register gehen. Daran kann man sich gewöhnen. Doch stellt sich bei der Benutzung des Buches immer wieder einmal die Frage, ob das Ordnungsprinzip wirklich zwingend, ja ob es überhaupt widerspruchsfrei durchzuführen ist. Ich nenne nur einige Beispiele: Auf die Thywissenstraße folgen die Johann-Bendel-Straße und die Heidkampstraße (S. 66-68), weil Dr. Kaspar Thywissen am 26. Dezember 1852, Johann Bendel am 10. September 1863 und Peter Heidkamp am 13. Oktober 1864 geboren wurden. Aber warum ist dahinter die Noellstraße eingeordnet, deren Namengeber Ludwig Noell von 1833 bis 1912 lebte? Vielleicht deswegen, weil seine wirtschaftliche Tätigkeit in

Mülheim 1869 begann? Und nach welcher Logik stehen (S. 162) Gymnasiumstraße (die erste Höhere Bürgerschule in Mülheim wurde 1830 begründet), Wrangelstraße (General Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel wurde 1784 geboren) und Augustastraße (Königin Augusta, die spätere Kaiserin, lebte von 1811 bis 1890) vor der Elisabeth-Breuer-Straße (deren Namensgeberin wurde 1832 geboren)? Warum ist der Neurather Weg S. 22, der Neurather Ring dagegen S. 71 behandelt, obwohl doch beide nach dem Gut Neurath benannt sind, das im 14. Jahrhundert zum ersten Mal bezeugt ist? Ohnehin folgen ab S. 89 »mehrere Straßen, deren Namen nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Geschichte Mülheims stehen«, von denen also auch die Verfasserin zugeben muß, daß sie sich ihrem Ordnungsprinzip nicht fügen.

Was nun die zu den einzelnen Straßennamen sowie in den Zugabe-Kapiteln »Die Bergische Löwen-Brauerei« (S. 78), »Die Friedhöfe, der Stadtgarten und die Stadthalle« (S. 100), »Denkmäler und Brunnen« (S. 106) und »Die Eisenbahn und die Rheinbrücke« (S. 115) vermittelten Informationen angeht, so kann man, auch wenn man, wie ich, Mülheim nicht aus eigenem

Erleben kennt, Ilse Prass nur großen Fleiß und eine beachtliche Findigkeit bescheinigen. Denn wer sich selbst einmal an einer ähnlichen Aufgabe versucht hat, der weiß, daß solche Informationen keineswegs einfach irgendwo abrufbar sind, daß vielmehr mühsam ganz verschiedene Quellen »angezapft« werden müssen. Daher konnten auch Fragen, die sich »nach getaner Tat« geradezu aufdrängen, zu Beginn der Sucharbeit oft noch gar nicht in den Blick kommen. Solcher Fragen möchte ich, als Anregung für eine verbesserte zweite Auflage (in der auch eine Reihe von Druckfehlern berichtigt werden könnte) einige kleine und eine größere stellen.

Hat Mülheim wirklich drei Jahrhunderte lang eine eigene Münzpräge betreiben dürfen (S. 9) oder war Mülheim nicht vielmehr nur der Standort einer Münzpräge der Bergischen Landesherrn (vgl. auch S. 19, S. 20)? Durfte Mülheim wirklich seinem langjährigen Bürgermeister Friedrich Wilhelm Steinkopf 1898 den Titel Oberbürgermeister verleihen (S. 64) oder war die Verleihung dieses Titels nicht vielmehr Privileg des preußischen Staates und seines Herrschers? Muß nicht die Information, die Mainaustraße habe früher »nach Christoph Andreae« (S. 33)

Dat Leed vum Müllemer Böötsche

Karl Berbuer, einer der Großen unter den Kölner »Liedermachern«, hat das Lied vum Müllemer Böötsche, wie sich aus dem Copyright ergibt, 1936 geschrieben. Ob er das Wort »Heidewitzka« eigens für den Refrain erfunden hat? Als Kinder hörten wir, Berbuer habe sich ein Spiel mit dem damaligen »deutschen Gruß« erlaubt: Wenn er zum »Hei-« den rechten Arm erhoben habe, seien Erwartungen geweckt worden, die sich dann beim »-dewitzka« in Heiterkeit aufgelöst hätten. Ich bin nicht sicher, ob man das glauben kann. Jedenfalls verdienen auch die Strophenverse, wieder einmal in Erinnerung gerufen zu werden.

Heidewitzka, Herr Kapitän

Eimol em Johr dann weed en Scheffstour gemaht,
Denn su en Faht hät keinen Baat.
Eimol em Johr well mer der Drachenfels sinn,
Wo köme mer söns hin?
Liebchen ade, mer stechen he
Mem Müllemer Böötsche endlich en See.
Un wenn et ovends spät op Heim ahn dann geht,
Dann rofe mer vör luter Freud:
R: Heidewitzka, Herr Kapitän!
Mem Müllemer Böötsche fahre mer su gähn.

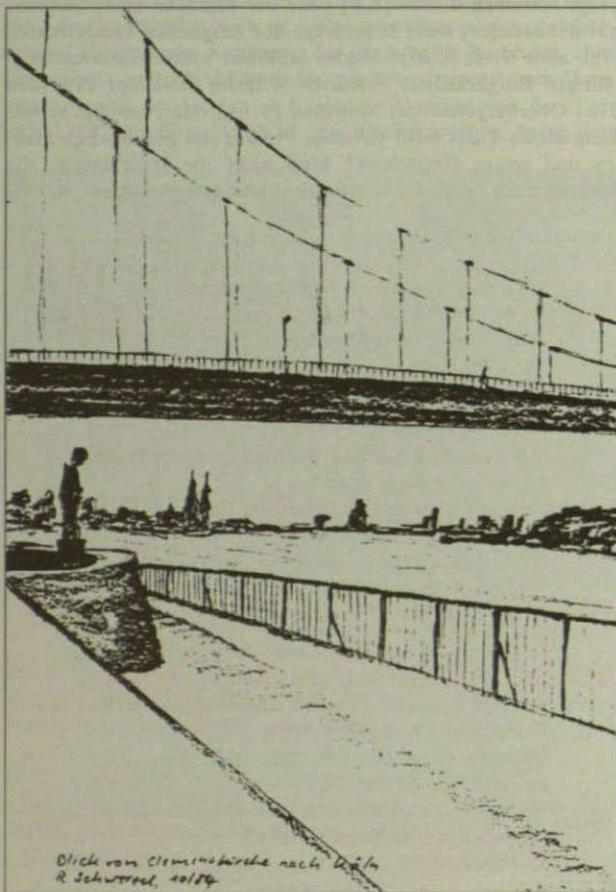
M'r kann su schön em Dunkle schunkele,
Wenn üvver uns de Stääne funkele.
Heidewitzka, Herr Kapitän!
Me'm Müllemer Böötsche fahre mer su gähn.

Volldampf voraus! Et geht d'r Rhing jetz entlang,
Met Sang un Klang, de Fesch wäde bang,
Met hundert Knöddle, dat litt klor op d'r Hand,
Wink uns et blaue Band.
Süch ens d'r Schmitz met singem Fitz,
Die sin ald jetz su voll wie en Spritz.
Hä fällt dem Zigarettensboy om d'r Hals,
Bröllt met 'ner Stemm su voller Schmalz:
R: Heidewitzka ...

Jung, ob dem Scheff ham'mer ald Windstärke Elf,
Bal halver Zwölf un gar kein Hölf,
Selvs de Frau Dotz, die met dem Wallfeschformat,
Wood dovun seekrank grad.
Heimlich un stell bütz doch dat Bell
En der Kajüt ne knochige Böll,
Nä, et weed Zick met uns, mer müsse ahn Land,
Mer sin jo wie us Rand un Band.
R: Heidewitzka ...

Text und Musik: Karl Berbuer

Christophstraße geheißen, präzisiert werden, nach dem wir eben im Kapitel über die Andreastraße (S. 31–33) erfahren haben, daß es drei verschiedene Träger dieses Namens gab? Ist der im Kapitel über die Carlswerke genannte Carl Guilleaume (S. 56) identisch mit dem im Kapitel über die Böckingstraße genannten Franz Carl Guilleaume (S. 58)? Ist es redlich, den Eindruck zu erwecken, die Eingemeindung Mülheims im Jahre 1914 sei durch einen Alleingang des Oberbürgermeisters Bernhard Clostermann zustande gekommen (S. 9, S. 69), da es doch immerhin einen dahingehenden mehrheitlichen Beschluß der Mülheimer Stadtverordneten vom 27. März 1913 gab? Ist mit der im Kapitel über die Fritz-Lehmann-Straße erwähnten »Aachener Universität«



Blick von der Clemenskirche nach Köln (Rosemarie Schwerzel)

(S. 70) die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen gemeint? Welches Gericht wurde 1812 nach Mülheim verlegt (S. 76)? Würde die Information, daß Rahel Varnhagen 1814 zum Protestantismus übertrat (S. 90), nicht entscheidend an Prägnanz gewinnen durch den Zusatz, daß sie sich vorher zum Judentum bekannte? Wer wurde 1919 Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Adam Stegerwald (S. 95) oder Karl Gustav Legien (S. 96)? Wann wurde Steinkopf Bürgermeister von Mülheim, 1867 (S. 121) oder 1876 (S. 63)? Gab es außer dem Oskarplatz (S. 36) früher noch eine ebenfalls nach Oscar Danzier benannte Oscarstraße (S. 60)? Wenn Peter Lülldorff lange Jahre das Amt eines Bürgermeisters von Mülheim innehatte (S. 39), warum fehlt er dann S. 120/121 in der Liste der Mülheimer Bürgermeister? – S. 7 sollte es »si Veedel« statt »sing Veedel« und S. 117 »Müllemer Böötscher« statt »Müllemer Böötsche« heißen; S. 40, S. 41 und S. 125 muß »Krahenstraße« statt »Kranenstraße« geschrieben werden; S. 54 sollte Don Bosco sein Vorname Giovanni nicht vorenthalten werden; S. 116 ist die Schlacht im Teutoburger Wald auf »9 nach Chr.« statt »9 vor Chr.« zu datieren; S. 125 muß »Adamstraße« durch »Adamsstraße« ersetzt werden. – Begrüßenswert ist das S. 124 beigegebene Verzeichnis der früheren Straßennamen, aber es ist offensichtlich lückenhaft; im Text werden folgende Straßennamen erwähnt, die im Verzeichnis fehlen: Friedrich-Wilhelm-Straße (Illustration S. 31), Kemmerlinggasse (S. 40), Taubengasse (S. 54), Oscarstraße (S. 60), Stöckergasse (S. 72) und Luisenstraße (S. 112).

Dem zuletzt angesprochenen Gesichtspunkt gilt auch die angekündigte größere Frage: Wenn man sich der Darstellung von Ilse Prass anvertraut, sind Mülheims Straßen in den Jahren 1933–1945 von politisch begründeten Umbenennungen durch das NS-Regime völlig verschont geblieben. Das aber ist offenbar unzutreffend. Zumindest ein Fall ist mir bekannt: der Wilhelm-Gustloff-Platz, der 1937 aus den angrenzenden Straßen, der Thywissenstraße und der Steinkopfstraße, ausgegliedert und nach einem ein Jahr zuvor in Davos ermordeten Schweizer Anhänger des Nationalsozialismus benannt wurde; seit Kriegsende heißt er Präses-Richter-Platz; diesen führt Ilse Prass S. 70 auf, ohne seinen nationalsozialistischen »Vorgänger« zu erwähnen. Es gibt wohl noch einen zweiten Fall: den Wiener Platz. Bei seiner Behandlung äußert Ilse Prass selbst Zweifel, ob für seine Benennung »die wirtschaftliche Verbundenheit von Mülheim und Wien durch die Firma Andreae« ausschlaggebend gewesen sei (S. 34); da die Umbenennung des Oskarplatzes in Wiener Platz ebenfalls 1937 erfolgte, dürfte die Vermutung, das NS-Regime habe hier seine großdeutsche Politik, die 1938 zum »Anschluß« Österreichs ans »Reich« führte, in der Straßennamengebung schon

vorweggenommen, der Wirklichkeit eher gerecht werden. Gab es ansonsten keine Auswirkungen der nationalsozialistischen Ideologie auf die Straßennamen Mülheims?

Aber alles in allem: Mit diesem Buch liegt ein nützliches Nachschlagewerk vor. Und das Zusammentragen der Illustrationen, vielfach historischer Ansichtskarten, ist ein Verdienst für sich. Was waren früher auf den Straßen viele Menschen zu sehen!

HAH

Ilse Prass, »Mülheim am Rhein. Stadtgeschichte in Straßennamen. Von der »Freiheit« zum Kölner Vorort«. Verlag J. P. Bachem 1988, 128 Seiten mit etwa 115 Abbildungen und zwei Karten.

Ein starkes Wir-Gefühl in Mauenheim

Ganz ohne Jubiläumsanlaß haben die Mitglieder der »Geschichtswerkstatt Mauenheim«, die im Rahmen der Volkshochschule angesiedelt ist, jetzt ihre in jahrelanger Arbeit gesammelten und seit 1991 schon mehrfach auf Ausstellungen präsentierten Materialien zur Ortsgeschichte durch dokumentarische Texte ergänzt und in Buchform herausgegeben. Das Motto »Geschichte heißt erinnern, bewahren und weitergeben« (S. 11) hat sich bewährt, das Ergebnis wird sicher das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mauenheimer, von dem im Buch öfters lobend die Rede ist, noch verstärken.

Der Name Mauenheim ist erstmals in Urkunden von 1135 und 1199, mehr zufällig, erwähnt. Die Schreibung des Namens ist unfest, seine genaue Bedeutung unsicher. Wenn die älteste Form »Marheim« lauten würde, wäre die S. 16 gegebene Erklärung »Heim am Wasser« plausibel, aber Mauenheim wäre dann (in der Bedeutung) identisch mit Merheim. Später wird Peter Paul Trippen, übrigens langjähriges Vorstandsmitglied des (Heimat-) Vereins Alt-Köln, zitiert, der einen Zusammenhang mit dem Wort Maue erwägt und den Anlaß des Namens demnach in der Ärmelform des Wassers sieht, an dem die älteste Siedlung gelegen habe (S. 47). Der Erklärungsversuch, den 1941 Friedrich Seuser in seinem Buch »Rheinische Namen« gab, »Mauenheim« sei eine Verschleifung von »im Auenheim« (S. 173), ist den Mitarbeitern der Geschichtswerkstatt offenbar unbekannt geblieben; auch er ist freilich ohne Gewähr. Am wahrscheinlichsten, weil uns auf den ersten Blick am fremdesten, ist, jedenfalls bisher, die Ableitung, die der renommierte Namensforscher Heinrich Dittmaier in seinem 1979 postum veröffentlichten Buch »Die linksrheinischen Ortsnamen auf -dorf und -heim« vorgeschlagen hat: Im ersten Teil stecke der im Mittelalter mehrfach belegte, aber seither ausgestorbene männliche Vorname Mawo



Haus Guntherstraße 174 (Fam. Peter Schmitz) im Jahr 1924/25 (dessen Genitiv Mawen lautete); Mauenheim sei also ursprünglich »Mawen Heim«, die Wohnstätte Mawos (S. 85), so wie Bodenheim das »Heim« Bodos.

Von den alten Mauenheimer Höfen sind zwei, wenn auch erheblich verändert, erhalten (S. 17). Aber nicht sie waren die Ursache für das Weiterleben von Mauenheim, das um 1900 zum unbedeutenden Anhängsel von Nippes geworden war, sondern die intensive Tätigkeit der Wohnungsbaugenossenschaften, die hier, unter entscheidender Beteiligung des jungen Wilhelm Riphahn, seit 1921 durch ihre Siedlungsbauten planmäßig preisgünstigen Wohnraum schufen, um so vor allem der Wohnungsnot im stark industrialisierten Nippes abzuhelpen.

Heute ist Mauenheim der kleinste unter den vierundachtzig Stadtteilen Kölns, aber, weil reines Wohngebiet, mit 112,2 Einwohnern je Hektar der mit der größten Bevölkerungsdichte (S. 41). Daß man so eng Tür an Tür und Wand an Wand wohnte, hatte zwar mancherlei Nachteile, aber in der Rückschau überwiegen die positiven Seiten eines engen Miteinanders. Das jedenfalls kann man unschwer aus den Erinnerungen entnehmen, die in diesem Buch veröffentlicht sind. Mittel- und Brennpunkt waren allem Anschein nach die Kirchen, vor allem die katholische mit ihrem Pfarrpatron St. Quirinus und ihrem langjährigen Pfarrer, dem auch um die Mauenheimer Geschichtsforschung verdienten Peter Schreiber, dann die Vereine, allen voran die Turnerschaft Mauenheim, die Karnevalsgesellschaft Närrische Insulaner und der Nibelungenchor, aber viele Erinnerungen knüpfen sich auch einfach an Nachbarschaften, Einkaufsmöglichkeiten und Spielplätze.

Die rund achtzig Beiträge dieses Buches, von denen einer von unserem Vorstandsmitglied Hildegard Steinborn stammt, die in der Guntherstraße ihre Kindheits- und Jugendjahre verbracht hat, sind durch zehn Kapitelüberschriften recht grobmaschig gegliedert: »Wege zur Siedlung«, »Siedlung«, »Kirchen – Schulen«, »Siedleralltag«, »Vereine«, »Erzählungen«, »Politik«, »Das Dritte Reich«, »Kriegsjahre«, »Nachkriegsjahre«. So ergibt sich bei zwanzig Autoren, unter denen offenbar Helmut Loeff den Löwenanteil zu tragen hatte, eine bunte Reihe, aber die gelegentlichen Überschneidungen und Wiederholungen dienen, wenn man sie positiv sehen will, der Eindringlichkeit und Einprägsamkeit. Imponierend ist die Vielzahl von charakteristischen Abbildungen, die zur Illustration zur Verfügung stehen; zu begrüßen ist das (freilich einigermaßen ungeordnete) Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes, in dem auch das Buch »Dä Feschers Bātes« unseres Vereinsmitglieds Albert Vogt (B. Grave-lott) aufgeführt ist, der in Mauenheim geboren und großgeworden ist und davon, wie wir wissen, in jenem Buch, dem letzten Teil seiner fünfbändigen kölschen »Feschers«-Geschichte, erzählt.

Angemerkt sei, daß es sich bei dem geheimnisvollen Bischof von Altena (S. 15), der kurz darauf schon Erzbischof geworden ist (S. 16), tatsächlich um den Kölner Erzbischof Adolf von Altena handelt, den unmittelbaren Vorgänger Engelberts von Berg; daß die »Kölner Volkszeitung« (S. 88) in Wirklichkeit »Kölnische Volkszeitung« hieß; daß das S. 205 anonym (und nicht ganz korrekt) abgedruckte Gedicht »Us d'r Iwigkeit – am 31. Mai 42« von dem Kölner Arzt und Sanitätsrat Dr. Peter Felten stammt, dem Vater des bekannten Fotografen Theo Felten (nachzulesen ist dies in Reinold Louis' Standardwerk »Kölnischer Lieder-

schatz«, S. 168); und daß, entgegen dem Eindruck, der S. 42/43 erweckt wird, auch Eckewart, Ortwin, Siegmund und Wolfhart aus dem Nibelungenlied stammen und also mit Recht zu Namensgebern von Straßen im »Nibelungenveedel« geworden sind: Siegmund war der Vater Siegfrieds, Eckewart war der Markgraf der Burgunderkönige Gunther, Gernot und Giselher, Ortwin von Metz war der Schwestersonn Hagens, und Wolfhart gehörte zum Gefolge Dietrichs von Bern; Gudrun schließlich, die im Nibelungenlied nicht vorkommt (so wie König Artus), ist zwar die Enkelin eines Hagen, aber dieser ist König von Irland und also keineswegs mit Hagen von Tronje aus dem Nibelungenlied identisch.

Mit Interesse erfährt man, daß Hubert Luthe, der spätere Kölner Weihbischof und heutige Bischof von Essen, in einem Haus am Utehof mit sieben Geschwistern aufgewachsen ist und daß sich die ganze Nachbarschaft des Lutheschen Telefons, des ersten am Platze, bedienen durfte, wenn Not am Mann war und zum Beispiel ein Arzt gerufen werden mußte (S. 71). Auch der CDU-Politiker Rainer Barzel war eine Zeitlang Mauenheimer, als er bei seinen Schwiegereltern, den Eltern seiner Frau Kriemhild Schumacher, am Nibelungenplatz wohnte (S. 123, S. 141). Dagegen hat offenbar der eine oder andere, von dem man weiß, daß er eine Mauenheimer Adresse hat, eine Erwähnung abgelehnt.

Man möchte schon wünschen, daß die heute jungen Mauenheimer in abermals fünfzig, sechzig oder siebzig Jahren so gerne, lebhaft und interessant von ihrem Leben zwischen Etzelstraße und Grünem Hof zu erzählen wissen.

Wie ich höre, war die erste Auflage dieses Buches innerhalb von vier Tagen vergriffen. Das wundert mich gar nicht. HAH

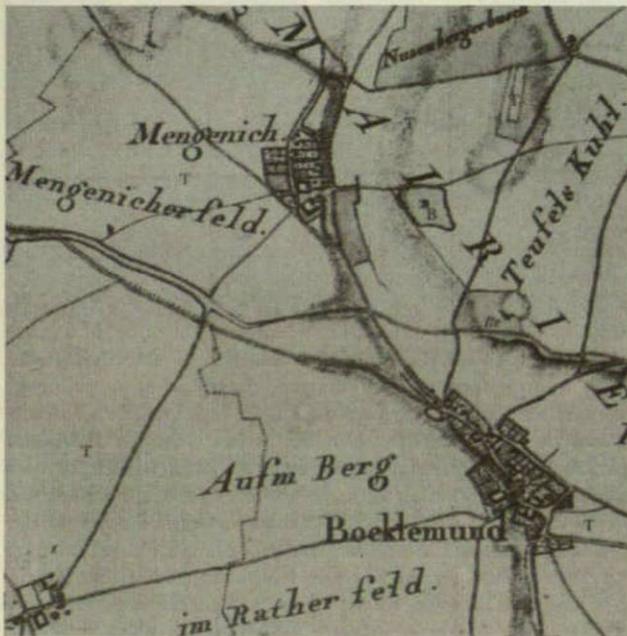
»Köln-Mauenheim. Ein Geschichtsbild in Bildern und Geschichten.« Herausgegeben von der Geschichtswerkstatt Mauenheim – VHS – im Eigenverlag, Köln, 1993, 240 Seiten mit über 150 schwarzweißen und fünf farbigen Abbildungen.

Das Zwillingsdorf im Nordwesten: Bocklemünd/Mengenich

Durch die Jahrhunderte hindurch sind die beiden Dörfer Bocklemünd und Mengenich im nordwestlichen Vorfeld Kölns oft in einem Atemzug genannt worden. Dabei stand Bocklemünd durchweg an erster Stelle, nicht nur aus alphabetischen Gründen, schon eher, weil es nach der Bevölkerungszahl das größere und weil es von Köln aus direkter zugänglich war, während Mengenich etwas abseits lag – vor allem aber war Bocklemünd das

Kirchdorf, zu dem auch Mengenich gehörte. Seit der Gründung der Großsiedlung für rund zehntausend Menschen in Mengenich 1965–1972 haben sich die Gewichte, besonders was die Bevölkerungszahl angeht, zugunsten von Mengenich verschoben, aber danach hat Bocklemünd als Standort der WDR-Studios wieder Popularität und Auftrieb erhalten. Der Zwillingscharakter jedenfalls ist inzwischen amtlich geworden und hat sich sozusagen in dem Schrägstrich verkörpert, der Bocklemünd und Mengenich gemeinsam zu einem der derzeit vierundachtzig Kölner Stadtteile macht. Eine andere, nicht ganz freiwillige Gemeinsamkeit ist jüngerer Datums: Seit 1991 haben die katholischen Gemeinden der beiden Orte in Wilhelm Löhers denselben Pfarrer, nachdem dieser neben Christi Geburt in Mengenich auch St. Johannes vor dem Lateinischen Tore in Bocklemünd übernommen hat.

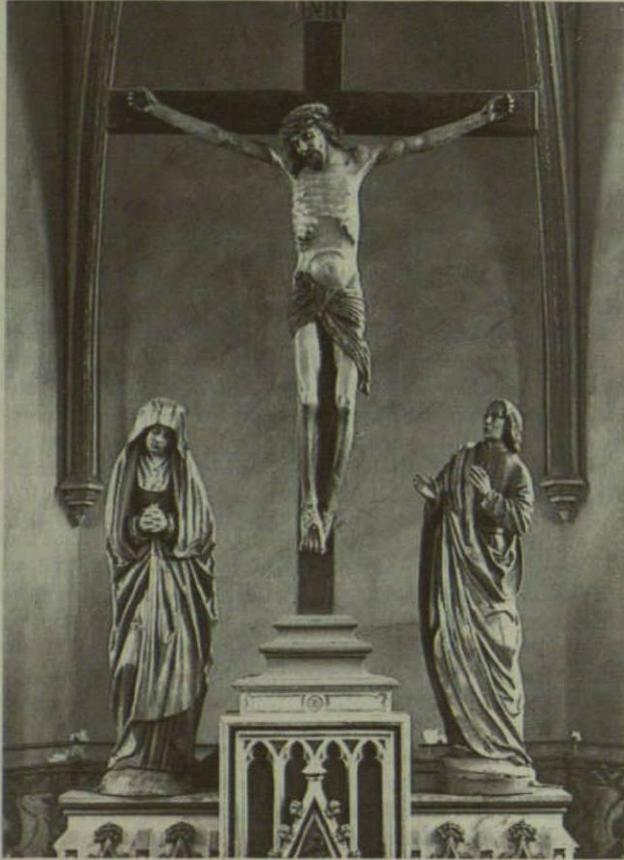
Von dieser Bocklemünder Kirche muß hier schon deswegen ausdrücklich und ausführlich die Rede sein, weil sie der Anlaß für das erste Buch über Bocklemünd/Mengenich wurde. In einer Urkunde vom 9. September 941 ist bezeugt, daß Erzbischof Wichfried (924–953), Vorgänger des mächtigen Bruno (953–965) auf dem Kölner Erzstuhl, dem Stift S. Cäcilia zu seinem Unterhalt die Kirche »in Bugchilomunti« samt dem zugehörigen Ackerland »und zwei Sonderforsten mit zwei Dienststufen«



Ausschnitt aus der Karte von Tranchot/Müffling

schenkte (S. 160). Wie alt diese Kirche damals schon war, ist nicht bekannt, aber in Ermangelung früherer Daten beziehen sich die Jubiläen auf das Urkundenjahr 941. Die Tausend-Jahrfeier 1941 fiel aus naheliegenden Gründen aus, aber eben deswegen wurde dann im Jahre 1991 gefeiert. Zum (mindestens) 1050jährigen Bestehen von Bocklemünd und seiner Kirche hat im Auftrag von deren Pfarrgemeinderat unser um die Geschichtsschreibung des Stadtbezirks Ehrenfeld schon hochverdientes Vereinsmitglied Gerhard Wilczek nun auch die Ortsgeschichte von Bocklemünd/Mengenich geschrieben. Und wie bei früheren Veröffentlichungen stellt er auch diesmal wieder nicht nur Fleiß und Findigkeit beim Aufspüren von Quellen, Bildmaterial und Informanten, sondern auch seine Fähigkeit zu wirkungsvoller Präsentation unter Beweis. Dabei ist ihm eine gute Mischung zwischen historischen Fakten und anekdotischen Ausmalungen einerseits und der vor allem in vielen Namen bestehenden Detail-Dokumentation der Gegenwart andererseits gelungen, zu der auch die zahlreichen und teilweise überraschenden Illustrationen Wesentliches beitragen. Vieles ist auch für den Ortsfremden interessant, bisweilen amüsant, bisweilen lehrreich. Einiges davon will ich hier erwähnen.

1671 werden im »Wachsverzeichnis« der Kirche, also in der Liste derjenigen, die ihre »Kirchensteuer« in Form von Wachsupfern für die Kirchenkerzen zu leisten hatten, folgende Höfe aufgezählt: Arnoldshof, Cäcilien- oder Neuhof, Dohmenhof, Fethenhof, Kappelshof, Michelshof und Weyerhof (S. 32). Zum Fest des Pfarrpatrons, das mit einer Prozession begangen wird, werden die Pfarrer der Nachbargemeinden Efferen, Esch, Frechen, Gleuel, Junkersdorf, Lövenich, Longerich, Mechtern, Pulheim, Stommeln, Weiler und Widdersdorf eingeladen (S. 31), also kein einziger Vertreter einer stadtkölnischen Pfarrei. 1801 leben in Bocklemünd 88 und in Mengenich 50 Einwohner (S. 166); die bisher letzte Volkszählung von 1987 dagegen ergibt für den Stadtteil eine Gesamtzahl von 11 186 Menschen (S. 193). Am 1. Dezember 1842 wird auf dem Rittergut Vogelsang eine »Briefsammlung« eingerichtet: die erste neuzeitliche Postanstalt im linksrheinischen Kölner Vorland (S. 238). 1850 steht die alte Bocklemünder Kirche nach den Angaben des damaligen Pfarrers Michael Josef Zinken an der Ecke der Chaussee und des Dorfweges; gemeint sind die heutige Venloer und Grevenbroicher Straße. Man ist der Meinung, daß sie noch der Bau aus der Zeit Erzbischofs Wichfried ist, weiß freilich, daß dieser 1554 erweitert wurde und daß noch um 1800 »die Cäcilianer« (also die für den Güterbesitz des Stifts St. Cäcilia Verantwortlichen) einfache Baumaßnahmen »durch ihre Halften« ausführen ließen (S. 30). Der wegen der ansteigenden Einwohnerzahl erforderlich gewordene Neubau wird 1851–53 nach Plänen von Vincenz Statz aus-

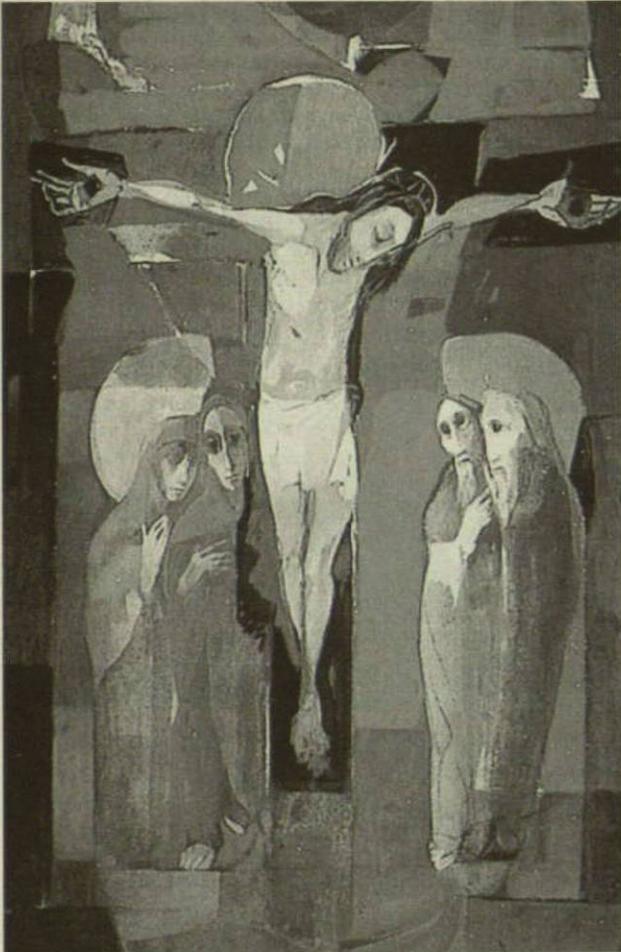


Kreuzgruppe der Kirche St. Johannes v.d.h.T., Bocklemünd

geführt, der übrigens damals offiziell noch kein Diözesanbaumeister (S. 39) war (dazu wurde er erst 1863 durch Kardinal Geissel ernannt); Dombaumeister von Köln war er nie (ebd.). Noch im 19. Jahrhundert gehen in Bocklemünd, wenn ein Pfarrmitglied schwer krank ist, sieben Jungfrauen aus der Nachbarschaft die sieben Fußfälle und beten den Rosenkranz mit dem frommen Zusatz »Gib dem Kranken, was ihm nützlich und selig ist« (S. 69). Bei der Gründung des Mengenich-Bocklemünder Spar- und Darlehnskassenvereins am 1. Januar 1885 wählt die Gründungsversammlung Pfarrer Anton Vraetz (1866–1896) zum Rendanten (S. 231); ob man dem Mann der Kirche den professionellsten Umgang mit Geld oder die größte Unparteilichkeit zutraute? Übrigens bekam der Kasse diese Wahl offensichtlich gut; Sie bestand bis 1982, als sie mit der Kölner Bank fusio-

nierte. Am 1. April 1888 werden Bocklemünd und Mengenich wie Ehrenfeld und andere Vororte nach Köln eingemeindet, aber erst 1902 kann nach dem Anschluß an die städtische Wasserversorgung der letzte öffentliche Brunnen geschlossen werden (S. 168). Am 1. April 1899 wird unter großer Begeisterung der Bevölkerung der Bahnhof Bocklemünd am Fattenweg eröffnet; das Bahnhofsgebäude muß, da es im Bereich der am Militärring errichteten Forts liegt, aus Holz gebaut werden (S. 244). Noch nach 1900 wird der Feldhüter Roihkamp aus Bocklemünd im Nüssenberger Busch von einem Wilderer erschossen (S. 175). Um 1910 trägt ein Stück der Nüssenberger Straße den Spitznamen »de Dudsangs«; die zwölf dort stehenden kleinen Häuser sind so alt und wirken so baufällig, daß deren Bewohner nach Meinung der Nachbarn wegen des drohenden Einsturzes immer in Todesangst leben müssen (S. 189). Im Winter 1929 ist es so kalt, daß in den Klassenzimmern der Bocklemünder Schule in der Nüssenberger Straße die Tinte in den Fässern gefriert (S. 225). Am 11. März 1933 wird an der Schule zum ersten Mal die Hakenkreuzfahne gehißt (S. 226). Am 1. Februar 1943 wird die Pfarrkirche St. Johannes vor dem Lateinischen Tore durch eine Luftmine bis auf die Grundmauern zerstört; nur der Turm bleibt stehen (S. 181). Am 5. August 1945 werden in feierlicher Prozession die Kreuze und religiösen Bilder, die in der Zeit des Nationalsozialismus entfernt worden waren, in die Räume der Schule zurückgebracht (S. 226). Am 30. März 1969 erfolgt die Grundsteinlegung für die Mengenicher Kirche Christi Geburt (S. 261). Nachdem am 15. November 1980 Papst Johannes Paul II. auf dem Butzweilerhof mit den Kölner Katholiken den Gottesdienst gefeiert hat, trägt er sich, weil der Butzweilerhof auf dem Gebiet der Pfarre St. Johannes vor dem Lateinischen Tore liegt, in deren Zelebrationsbuch ein (S. 273).

Ein paar Kleinigkeiten habe ich in meinem Handexemplar verbessert: Die Gottesdienstordnung, aus der S. 31–32 zitiert wird, mag zwar von Pfarrer Sauer (1655–1663) stammen (S. 30), aber sie muß später erweitert worden sein, da in ihr noch die Jahreszahlen 1678 und 1698 erwähnt werden. – S. 64 und S. 82 stehen zwei Bildlegenden zu Abbildungen, die offenbar ursprünglich vorgesehen waren, aber dann doch nicht reproduziert wurden. – Das Kräuterweihfest findet in der Regel nicht am 19. August (S. 73), sondern am 15. August statt; es kann freilich auf den nachfolgenden Sonntag verlegt werden. – In der Transkription der Inschrift S. 77 sollte es hinter dem Namen heißen: »der Herren Hospitals und Capitels zu sanct Andrae in Cöln halfman alhie zu buckelmünt«; er war also Halfmann (Halbe) der Herren des Hospitals und des Kapitels von St. Andreas in Köln hier in Bocklemünd. – Die Angaben S. 199 sind ein bißchen verwirrend: St. Cäcilien war, vermutlich seit etwa 890, ein adeliges



Kreuzwegstation der Kirche Christi Geburt, Mengenich

Damenstift und wurde erst nach der Aufhebung des vor der Stadt gelegenen Klosters Weiher 1474, weil dessen Nonnen innerhalb der Stadt angesiedelt werden mußten, ein Augustinerinnenkloster. – In der Inschrift »EX DONO Rev.MIDabbatis Heister bacensis EnGelberti Schmitz« (S. 217) dürfte zu lesen sein: REV.MI. D.ABBATIS, wobei REV.MI die übliche Abkürzung für REVERENDISSIMI und D. die ebenso übliche für DOMINI ist. – Die Renovierung des Heiligenhäuschens an der Ecke Grevenbroicher und Mengenicher Straße erfolgte nicht 1952 (S. 219), sondern 1932.

S. 164 leitet Gerhard Wilczek den Namen Bocklemünd, wie es der Ortstradition entspricht, von »Buckel« (Hügel, kleiner Berg) und »Mund« (Ausmündung eines Höhenzuges) ab; es handele sich dabei um den Höhenzug, der in alten Zeiten einmal das Ufer eines Rheinarmes im Zuge des heutigen Militärringes bildete. Ich habe gegenüber dieser Erklärung meine Zweifel. Die Ortsnamen, in denen der Teil »-mund« oder »-münd« von altem »munt« in der Bedeutung »Mündung« abgeleitet ist, beziehen sich in aller Regel auf (fließende) Gewässer. Näher liegt es wohl, an das lateinische Wort »mons« zu denken, das gerade im Rhein-Mosel-Gebiet durch französisch »mont« vermittelt wird; »Bocklemünd« hieße dann so viel wie Buckelberg, Bergrücken.

Wie dem auch sei, die Einwohner von Bocklemünd/Mengenich dürfen sich glücklich schätzen, ein so vielseitiges und reichhaltiges Lesebuch und Nachschlagewerk zu besitzen, das über nahezu alles, was es über ihren Stadtteil an Wissenswertem gibt, zuverlässig Auskunft erteilt.

HAH

Gerhard Wilczek, »Köln-Bocklemünd/Mengenich. 941–1991: 1050 Jahre St. Johannes vor dem Lateinischen Tore«. Selbstverlag Köln, 288 Seiten mit über 250 Abbildungen.

Stammheim im Bild

Der 1984 gegründete Bürgerverein Köln-Stammheim hat schon in den ersten Jahren seines Bestehens so viel Bildmaterial zusammengetragen, daß er es unternehmen konnte, eine »Bildbiographie« herauszugeben, die Stammheim als »Ort im Wandel der Zeit« vorstellen soll. Die ältesten Aufnahmen sind über hundert Jahre alt. Mangelnde Bildqualität wurde um des dokumentarischen Wertes willen in Kauf genommen. Beigefügt ist eine kurzgefaßte Ortschronik. Ihr kann man wichtige Daten zur Ortsgeschichte entnehmen, die auch von allgemeinem Interesse sind.

Stammheim wird erstmals 959 in einer Urkunde erwähnt, als Erzbischof Bruno seinen dort gelegenen Herrenhof dem Kölner Kloster St. Martin schenkt. Schon für 1075 ist in Stammheim eine Kirche bezeugt. Aus dem Spätmittelalter wissen wir von Reibereien zwischen Stammheimern und Flittardern bei der Nutzung von Weide und Wald. (Flittarder »OoBeköpp« und Stammheimer »Murreköpp« liefern sich noch heute gelegentlich heitere Wortgefechte.) Flittard war das Pfarrdorf, Stammheim war bei Rheinhochwassern dank seiner höheren Lage besser geschützt. 1795 starb in Stammheim und Flittard bei einer Ruhrepidemie jeder fünfte Einwohner. 1884 erhielt Stammheim einen eigenen Friedhof, 1909 wurde es selbständige Pfarrei. 1894 wurde der Deich errichtet, 1937 erhöht.

Seit dem 12. Jahrhundert sind Ritter von Stammheim als Lehnsleute der Äbte von St. Martin in Köln bezeugt. Sie saßen auf dem Herrenhof. Anstelle der alten Burg wurde 1780 ein schloßartiger Neubau errichtet. Diesen erwarb 1818 Freiherr Theodor Hermann Adolph von Fürstenberg. Sein Sohn Franz Egon wurde 1840 in den Grafenstand erhoben und 1856 als erster zum Ehrenbürger der Stadt Köln ernannt. Der letzte männliche Nachkomme starb 1925. Drei Jahre später erwarb die Stadt Köln das Schloß, nachdem Stammheim schon 1914 als Teil der Landbürgermeisterei Merheim zusammen mit der Stadt Mülheim nach Köln eingemeindet worden war. 1944 wurde das Schloß bei einem Bombenangriff zerstört. An die hohe Zeit der Fürstenbergs erinnern heute die eindrucksvolle Lindenallee und der 25 Morgen große Schloßpark.



Stammheims ältestes Wohnhaus (15. Jh.), als Anbau erhalten

Als Nicht-Eingeborener hat man es schwer, das Anordnungsprinzip der Abbildungen zu erkennen. In der Transkription der Bildbeischrift S. 15 muß es, wie man mit der Lupe gut lesen kann, »feierliche Beisetzung« statt »friedliche Beisetzung« heißen. Ebenfalls S. 15 muß »Lehnsherren« durch »Lehnsleute« (oder »Lehnsmannen«) ersetzt werden, wie sich aus S. 24 und S. 32 ergibt. Die Zahl der Druckfehler (»Guilleame«, »Schloß-Bes«, »Adjudanten«) hätte man sicher noch etwas reduzieren können.

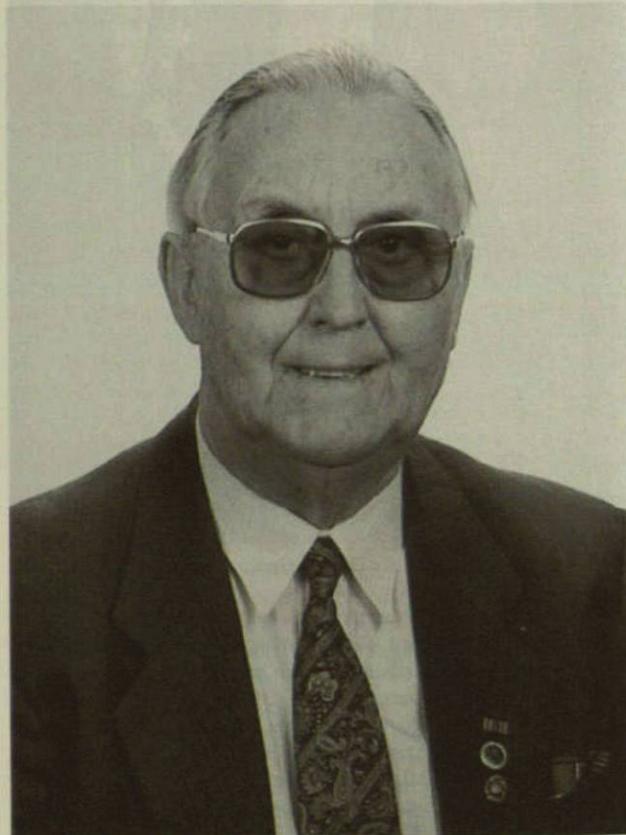
HAH

»Stammheim. Ein Ort im Wandel der Zeit. Bildbiographie eines Kölner Vorortes«. Herausgeber: Bürgerverein Köln-Stammheim 1984 e.V. Selbstverlag o. J. (1987), 104 Seiten mit etwa 160 Schwarzweiß-Abbildungen.

91 - 40

Ein Mann hat ganz Sürth im Kopf

Die großen Darstellungen einzelner Kölner Vororte in Buchform waren eigentlich stets fest mit den Namen bestimmter Verfasser verbunden: Mülheim mit Johann Bendel (1863–1947), Mauenheim mit Peter Schreiber (1886–1967), Zollstock und Raderberg/Raderthal mit Josef Rosenzweig (1900–1992), Lövenich und Junkersdorf mit Hans Clemens (geb. 1912). Neuere Bücher dieser Art – ich nenne hier nur Brück, Esch, Kriel und Mauenheim – werden in aller Regel von Arbeitsgruppen verfaßt. Ein Vertreter der ersten Gruppe ist noch einmal ein kürzlich erschienenenes Buch über Sürth, das weitestgehend dem zum Zeitpunkt des Erscheinens achtzigjährigen Jakob Kübbeler zu verdanken ist, seinen Aufzeichnungen, seinen Sammlungen, vor allem aber



Jakob Kübbeler

seinem großartigen Gedächtnis für Menschen und Geschehnisse. Gerade darum ist es bemerkenswert, daß Kübbeler dringend empfiehlt, die Erforschung der Ortsgeschichte von Sürth nunmehr einem Arbeitskreis anzuvertrauen (S. 163, S. 172). Die Ansprüche wachsen, die Zeit der großen Einzelgänger scheint zu Ende zu gehen.

Jakob Kübbeler wurde 1912 in Sürth geboren, also lange vor der erst 1975 zusammen mit ganz Rodenkirchen erfolgten Eingemeindung nach Köln. Er arbeitete in der Maschinenfabrik Sürth, die später von Linde übernommen wurde, und bekleidete dort schließlich die Position eines Produktleiters. Nach dem Eintritt in den Altersruhestand machte er sich um die Seniorenvertretung in Stadtbezirk und Stadt sowie darüber hinaus auf Landes- und Bundesebene verdient. Sein Interesse für die Vergangenheit seines Heimatorts Sürth wurde, wie er erzählt (S. 173), geweckt, als er, damals Mitglied des Kirchenvorstands von St. Remigius, 1968 bei einer gemeinsam mit dem neuen Pfarrer durchgeführten Begehung auf dem Speicher der Sakristei die verstaubten alten Kirchenbücher entdeckte. Er hat sie im Lauf der Jahre alle durchgelesen. Anregungen von außen (S. 171) kamen hinzu. So ist ein gut informierendes, freilich auch stark persönlich geprägtes Buch entstanden.

Der Name Sürth ist erstmals unter Erzbischof Anno II. (1056–1075) urkundlich belegt, als dieser seinen Hof in »Sorethe« dem von ihm gegründeten Stift St. Georg schenkt; erst Ende des 13. Jahrhunderts erschienen die dem heutigen Sprachgebrauch näherkommenden Formen Sürde und Sürd. Kübbeler (S. 20) möchte den Namen mit »Syrte« in Verbindung bringen und als Untiefe verstehen; er beruft sich darauf, daß der Rhein vor Sürth eine durch den Weißen Bogen bedingte Untiefe aufweise. Aber er übersieht, daß »Syrte« kein deutsches Wort ist, um 1070 sicher noch nicht im Rheinland bekannt war und zudem offenbar nicht Untiefe, sondern Bucht bedeutet. Für mich ist die Bedeutung des Namens Sürth vorerst ungeklärt.

Im Jahre 1717 wies Sürth 250 Einwohner auf. Sie werden in der Mehrzahl auf den Höfen gelebt haben: Fronhof, Falderhof, Faßbenders Ländereien und Kübbelers Ländereien, zum Stift St. Georg gehörig, Mönchhof, Groß-Keltershof, Klein-Keltershof und Blumshof, zur Zisterzienserabtei Altenberg gehörig; Strunderhof und Zehnthof, zum Stift St. Severin gehörig; schließlich Leihhof, Kautz- und Derkumsgut, zum Kloster der Augustiner gehörig (S. 22). Der Blumshof übrigens wurde von den Vorfahren des heutigen Kölner Bürgermeisters Johannes Jacob Blum bewirtschaftet; auf dem Zehnthof wohnte bis zu seinem Tode Hermann Joseph Lückger (1864–1951), der sich als Freizeit-Numismatiker, als Kunstsammler und durch Veröffent-

lichungen zur römischen Frühzeit Kölns einen Namen gemacht hat. – Neben den Höfen, die in der Säkularisation ihren geistlichen Eigentümern enteignet wurden, gab es in Sürth seit mindestens 1235 eine Rheinmühle, die noch 1863 als Windmühle betrieben worden war, dann aber auf Dampf und ab 1906 auf Elektrizität umgestellt wurde (S. 127).

Wie der Zehnthof gehörte auch die Kirche St. Remigius, die in der Alten Kirchgasse lag, zum Stift St. Severin. Seit 1322 besaß dessen Propst das Kollationsrecht, durfte also über die Pfründen verfügen und den Pfarrer bestellen. 1830 wurde ein größerer Kirchenbau an der Sürther Hauptstraße fertiggestellt, der inzwischen durch die Krippe des in Sürth ansässigen Bildhauers Theo Heiermann (S. 63) auch vielen Nicht-Sürthern bekannt geworden ist. Das alte (romanische) Kirchlein wurde abgerissen. Seit 1920 ist Weiß, bis dahin kirchlich zu Sürth gehörig, eine selbständige Pfarre. 1982 erhielten die evangelischen Christen von Sürth und Weiß mit der Auferstehungskirche ihr erstes Gotteshaus.

Die Darstellung Kübbelers beschränkt sich partienweise auf die Erläuterung der 167 von ihm gesammelten oder selbst gemachten fotografischen Abbildungen (die älteste, S. 163, muß vor 1895 entstanden sein); zuweilen bietet er aber auch zusammenhängende Ausführungen und Zusammenstellungen, unter denen die »Dorfgeschichten« (S. 97) und das daran anschließende Kapitel über Sürther Spitznamen besonders interessant sind.

Ein Anhang des Buches (ab S. 175), von der Dorfgemeinschaft Sürth beigefügt, stellt die Sürther Vereine vor. Seinen größeren Teil bilden Zitate aus Fest- und Jubiläumsschriften, den kleineren einige aktuelle Kurzdarstellungen.

Auf sympathische Weise hat Jakob Kübbeler im voraus für Unterlassungen und Fehler seines Buches um Entschuldigung gebeten, indem er von sich als Autor, wie er es auch sonst liebt, in der dritten Person spricht: »Er ist kein Schriftsteller. Er war Maschinenbauer« (S. 173). Nun sind Hinweise auf Ungenauigkeiten im allgemeinen ja auch keine Vorwürfe gegen den Autor, sondern Dienstleistungen für die Leser. Diese werden in diesem Buch nur selten wirklich irreführend. Selbst daß es S. 32 nicht 1930, sondern 1830 heißen muß, kann man bei aufmerksamer Lektüre erschließen, ebenso wie die Korrekturen an dem mundartlichen Text S. 108–111 (zum Beispiel »romanisch« statt »romantisch«, »wod« statt »wo« und »ens« statt »ene«) sich von selbst ergeben. »Allör« ist sicher nicht gleichbedeutend mit »Al-lod« (S. 112). Die Erklärung des Wortes »Schaute(r)«, die Kübbeler vergeblich gesucht hat (S. 108), hätte er bei Höning (und bei Wrede, den er S. 133 zitiert) finden können: »alberner, lächerlicher Mensch, Spaßvogel«; das Wort steht übrigens sogar im



Erstkommunionmädchen aus Sürth, Familie Esser, um 1900

»Deutschen Wörterbuch« der Brüder Grimm in Band 14 aus dem Jahr 1893. Ein Buch von W. Schmidt-Bleibtreu mit dem Titel »Städtische Kirchen im Stiftsbesitz« (S. 30) oder »Vorstädtische Kirchen im Stiftsbereich« (S. 244) gibt es nicht; gemeint ist offensichtlich die Karte »Vorstädtische Kirchen in Stiftsbesitz« (S. 390) aus dem Buch »Das Stift St. Severin in Köln«.

Abschließend will ich erwähnen, daß Kübbeler S. 121 die Bezeichnung »Ödenöllche« für Angelhaken notiert.

Alles in allem genommen stellt sich das Buch über Sürth den anderen Verdiensten seines Autors würdig an die Seite. HAH

Jakob Kübbeler, »Sürth. Gestern und heute. Eine Chronik.« Herausgegeben von der Dorfgemeinschaft Sürth e. V. im Eigenverlag, Köln, 1992, 244 Seiten mit über 200 Schwarzweiß-Abbildungen.

Unter dem Patronat von St. Hubertus

Das Jahr 1889 war eines der ereignisreichsten in der Brücker Geschichte: Am 30. Januar unterzeichnete Erzbischof Philipp Krementz die »Errichtungs-Urkunde für die katholische Pfarrgemeinde Brück«, die dieser die langersehnte kirchliche Selbständigkeit gegenüber der Mutterpfarrei St. Gereon in Merheim verlieh; am 7. Mai folgte das »Documentum erectionis parochiae Brück«, das, nach inzwischen erteilter staatlicher Zustimmung, der Urkunde vom Januar Rechtskraft gab; am 24. Mai wurden die genannten Dekrete durch Dechant Caumanns in der Kirche St. Hubertus verkündet; am 2. August wurde der bisherige Pfarr-Rektor Bertram Joseph Büttgen zum ersten Pfarrer von Brück ernannt; am 28. August endlich wurden die Pfarrerhebung und die Investitur von Pfarrer Büttgen festlich begangen.

1989 konnte die Pfarrei St. Hubertus also das hundertjährige Jubiläum feiern. Sie tat das mit einer Festwoche und einer recht beachtlichen Festschrift.

Vor allem der erste Beitrag zu dieser Festschrift, »Vorgeschichte der Pfarre St. Hubertus in Köln-Brück« von Heinrich Nolte, greift zeitlich weit über das Jahr 1889 zurück und thematisch weit über Brück hinaus. Wie Ostheim, Wichheim (mit Herl), Schweinheim (mit Isenburg und Holweide), Schnellweide, Ideldfeld (mit Neufeld), Thurn, Strunden, Hagedorn und (bis 1931) Rath hatte Brück jahrhundertlang kirchlich zur Pfarrei St. Gereon in Merheim gehört. Diese Mittelpunktlage Merheims in einem großen Kirchspiel bezeugen bis heute die Straßennamen, in denen die alten Kirchwege überlebt haben: der Wichheimer, der Untere Wichheimer, der Isenburger, der Mielenforster, der Hardtgenbuscher und der Rather; andere, wie der Ostheimer Kirchweg, haben, nachdem sie ihre Funktion verloren hatten, andere Namen erhalten. 1444 ist erstmals von einer Kapelle in Brück die Rede, die offensichtlich zunächst einem dort kurz zuvor gegründeten Hospital zugehört war. Als Stifter treten die Herzöge von Jülich und Berg, die Landesherrn also, in Erscheinung. Patronin war Maria, neben der später St. Antonius stand, dem zu Ehren die Brücker Dorfgemeinde noch im 18. Jahrhundert jährlich ein »Antonius-Schweinchen« erwarb, fütterte, schließlich schlachtete und an die Armen verteilte. Um diese Zeit war das Partrozium der Kapelle, die 1708 neu errichtet worden war (der Schlußstein mit der Datierung in Gestalt eines Chronogramms ist erhalten geblieben und befindet sich heute über dem Eingang zum Jugendheim der Pfarrei), auf St. Hubertus übergegangen, der im Rheinland als einer der vier Marschälle und als Nothelfer bei Tollwut besonders verehrt wurde. Es mag besondere Anlässe gegeben haben, sich seinem besonde-

ren Schutz anzuvertrauen. – Der Anstieg der Bevölkerungszahl seit 1800, als in Brück nur um 300 Menschen lebten, ließ die Kapelle von 1708 bald zu klein werden. 1863/64 wurde nach den Plänen von Vincenz Statz, der damals Diözesanbaumeister war, ein Neubau errichtet. Dies beschleunigt die Verselbständigung: Der Vikar wird Rektor, die Kirche Filialkirche, die Gemeinde Kapellengemeinde. Die Hartnäckigkeit der Brücker, aber auch die Macht des Faktischen führen schließlich zu den



Ereignissen von 1889. Die Konsekration der St.-Hubertus-Kapelle zur Pfarrkirche erfolgt, etwas verspätet, am 2. August 1891 durch Weihbischof Antonius Fischer, der später von 1903 bis 1912 Erzbischof war. Bemühungen um einen größeren Kirchenneubau werden schon bald erforderlich, bleiben aber erfolglos. Erst am 17. August 1930 findet die Grundsteinlegung durch den Kölner Stadtdechanten Dr. Löbbel statt, der zuständig ist, nachdem 1914 Brück mit der Stadt Mülheim und der Landbürgermeisterei Merheim nach Köln eingemeindet worden ist; am 10. Mai

1931 wurde Kirchweih begangen. Nach 1945 mußten die Kriegsschäden beseitigt werden, die vor allem durch Artilleriebeschuß in den letzten Wochen vor der Eroberung des rechtsrheinischen Köln durch amerikanische Truppen entstanden waren. Neue Formen der Liturgie nach dem zweiten Vatikanischen Konzil führten in den achtziger Jahren zu erneuten Änderungen im Innern.

Der Pfarrei, ihrer Vorgeschichte, ihren Gotteshäusern und ihren Geistlichen gelten die wichtigsten Beiträge dieser Festschrift. Andere stellen, auf durchweg ansprechendem Niveau, verschiedene Bereiche, Gemeinschaften und Aktivitäten des Pfarrlebens vor. Interessant auch für Nicht-Brücker sind vor allem die Beiträge »Aus der Chronik der Kath. Volksschule Köln-Brück« und »Die Pfarrei St. Hubertus während der Nazizeit«, informativ auch »Hubertus, Volksheiliger und Schutzpatron in großen Nöten« und »Die kunsthistorische Bedeutung der heutigen Kirche«.

An Fleiß und Sachkenntnis, Einfallsreichtum und Begeisterung für die gute Sache hat es ersichtlich nicht gefehlt. Trotzdem muß man bei der Bewertung einen gewissen Unterschied machen zwischen Konzept und Ausführung, denn während jenes vorzüglich ist, leidet diese offenbar darunter, daß, um eine halbwegs rechtzeitige Fertigstellung der Festschrift zu erreichen, auf eine gründliche Korrektur verzichtet werden mußte. Heinrich Nolte hat für seinen nicht leicht zu lesenden, aber ergiebigen Beitrag eine (nicht ganz vollständige) Liste mit 42 Corrigenda beilegen lassen; ähnliche Listen wären auch für die übrigen Beiträge erforderlich gewesen; einmal (S. 208) habe ich in einer Zeile drei Druckfehler gezählt.

Übrigens würde ich »perpetuum beneficium« (S. 14) nicht mit »kirchliches Beneficium«, sondern mit »dauerhafte Stiftung« übersetzen; statt »sente Siviryno« (S. 19) dürfte wohl »sente Qviryno«, also »Quirino«, zu lesen sein; »sanam doctrinam non sustinere« (S. 24) ist ein verdecktes Bibelzitat (2. Tim. 4,3) und sollte folglich statt mit »die (un-)verdorbene Lehre nicht mehr aufrecht erhalten« vielmehr mit »die gesunde Lehre nicht ertragen« übersetzt werden. Die Kölner Vorortbahn mit dem Kennbuchstaben P fuhr zu meiner Zeit nicht nach Poll (S. 176), sondern (über Poll) nach Porz-Zündorf. HAH

»100 Jahre St. Hubertus Köln-Brück. Festschrift zum Jubiläum 1989. Bilder, Dokumente, Berichte.« Herausgegeben von der Kath. Kirchengemeinde St. Hubertus Köln-Brück, Redaktion: Willy Landsberg, im Eigenverlag, Köln, 1989, 216 Seiten mit rund hundert Abbildungen, davon eine farbig.

Bildnachweis und Editorial in diesem Heft S. 25, Impressum S. 28.



"Wat morjens passeet, kütt em Hännesche ovends op et Tapeet."

Unser Herz schlägt kölsch - "och für et Hännesche"

Ein bißchen Ernst ist manchmal schon dabei, wenn echte Kölner augenzwinkernd behaupten: "Wann et ens hatt op hatt köm, dat Schauspill un die Oper künnte mer zomache, ävver et Hännesche möht wigger spille". Denn wo wird Politikern und hochgestellten Bürgern sonst noch so respektlos – aber humorvoll – der Spiegel vorgehalten, wie auf der heißgeliebten Puppen-

bühne? Zum Lachen war den Puppenspielern allerdings nicht immer zumute. Oft genug fiel der Vorhang auf unbestimmte Zeit. Doch irgendwann ging's immer wieder weiter. Und weitergehen soll es auch in Zukunft. Wir unterstützen unser Hänneschen-Theater – nicht nur finanziell.

Hier wird noch wahres Brauchtum gepflegt und bewahrt.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft